

Phantastikon

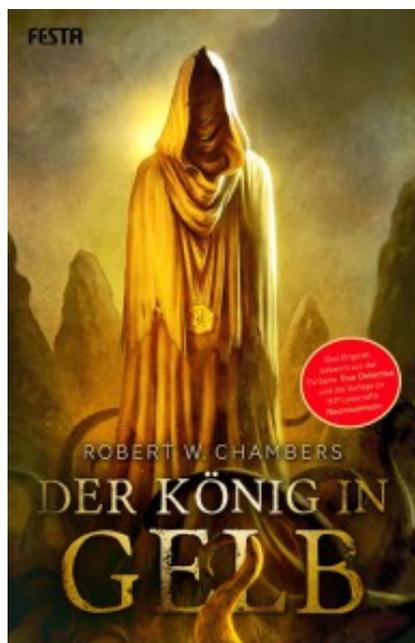
Das Beste der Phantastik

Dieses PDF ist ein zusätzliches Angebot unserer Webseite und unterliegt denselben Copyrightauflagen. Weder das Vervielfältigen, noch das Weiterreichen des Dokuments sind erlaubt.

Table Of Contents

Der König in Gelb	3
Die 'Conte Cruel'	6
Der verführerische Fremde in dunklen Gassen: H.P. Lovecrafts "ER"	7
Der Theologiestudent (Auszug)	10
Der Phantastische Film	13
Der Orchideengarten	18
Der Nihilismus des Rust Cohle	19
Daefelia	22
Bruno Schulz	30
Ausgetragen	32
Anna Kavans Bazooka	35
Abels Rückkehr	37

Michael P. - Der König in Gelb



Festa-Verlag

Die Sammlung seltsamer Jugendstil-Geschichten des amerikanischen Autors Robert W. Chambers, blieb nahezu für ein ganzes Jahrhundert ein ungelesenes Buch. Die erste Hälfte des Buches besteht aus vier unheimlichen Geschichten, die, außer der losen Verbindung des *Königs in Gelb*, nichts miteinander zu tun haben.

Der König in Gelb ist ein Buch, das jeden, der es liest, in den Wahnsinn treibt. Chambers' Sammlung war für damalige Verhältnisse seiner Zeit weit voraus. Sie ist einer der ersten literarischen Metatexte, einer Form, die bei so verschiedenen Autoren wie Franz Kafka, H.P. Lovecraft und Vladimir Nabokov Verwendung fand. Das Spiel mit Andeutungen, der literarische Isis-Schleier wurde hier geboren. Im letzten Jahr (2014), wurde dieses Buch, das zum Zentrum der HBO-Serie "True Detective" avancierte, an die Spitze der Amazon-Bestsellerlisten katapultiert. Aber auch in dieser ersten Staffel bleibt der *König in Gelb* ebenso ungesehen wie im Buch. Aufreizend angedeutet zwar, aber nie aufgedeckt.

"True Detective" ist ein düsterer, existentieller Neo-Noir-Stoff, der zahlreiche Hinweise auf den König in Gelb austreut. Angesiedelt ist der Mehrteiler im Louisiana Bayou. Die Detectives Rust Cohle und Martin Hart jagen einen Serienmörder, bekannt als *der Gelbe König*. Die Referenzen an Chambers Werk sind mannigfaltig, ob es sich nun um Symbole handelt, die auf den Leichen hinterlassen werden oder um direkte Zitate, die in den Dialogen vorkommen (Rust Cohle werden dabei jedoch hauptsächlich Sätze aus Thomas Ligottis "The Conspiracy Against The Human Race" in den Mund verfrachtet). Auch finden die beiden Detectives ein Notizbuch, in dem Texte aus *Der König in Gelb* stehen. Selbst das *Wall Street Journal* hat einige Artikel veröffentlicht, die sich auf die Verbindung zwischen Buch und Serie beziehen. So blieb das literarische Phänomen nicht aus: ein Buch, hundert Jahre nach seiner Veröffentlichung, wird zum Bestseller und greift um sich wie ein Virus. (Ich spreche hier vornehmlich vom angelsächsischen Raum, in Deutschland hinkt man traditionell allem hinterher.)

Dennoch bleibt die grundsätzliche Frage nach dem Warum dieses merkwürdigen Erfolges. Die Antwort dürfte in dem liegen, was Lovecraft sagte. Es geht um die Kraft, mit der ein Mythos gezeichnet wird: Geschichten, die ein literarisches Universum miteinander teilen, definiert von der unerklärlichen Furcht vor äußeren, unbekanntem Kräften des unauslotbaren Raums.

In Brooklyn 1865 geboren, war Robert W. Chambers ein in Paris ausgebildeter Schriftsteller, der dutzende Romane und Sammlungen in den unterschiedlichsten Genres veröffentlichte. Seine größten Erfolge aber hatte er mit Romanzen und seinen Erzählungen im Bereich des Übernatürlichen. Obwohl Chambers den Leser nie mehr sehen lässt als ein Bruchstück, deuten seine Geschichten doch an, dass sie sich einer ähnlichen Handlung bedienen wie Poes "Maske des roten Todes". Wie in Poes Erzählung scheint der *König In Gelb* eine Larve zu sein, die sich unter den dekadenten Adel mischt, eine schreckliche Gestalt, von der man nicht sicher sein kann, ob sie nun eine Maske trägt oder nicht. Noch bizarrer hingegen wirkt Carcosa, eine verfluchte Stadt in einer fremden Welt.

Aus heutiger Sicht ist das Bemerkenswerteste an *Der König in Gelb* nicht der literarische Wert der Geschichten. H.P. Lovecraft, der stark beeinflusst war von Chambers' Arbeit, nannte ihn einen "gefallenen Titanen", der mit guter Bildung und Herkunft ausgestattet, dennoch unfähig blieb, diese zu nutzen. Die beste Geschichte im *König in Gelb* ist "Der Wiederhersteller des guten Rufes", eines der großen Beispiele eines unzuverlässigen Erzählers. Der Rest ist bestenfalls Durchschnittskost. Dennoch war *Der König in Gelb* in einer weiteren Sache bahnbrechend: 27 Jahre bevor H.P. Lovecraft sein *Necronomicon* ersann, enthüllte Chambers' "Zauberbuch" unwiderstehliche Wahrheiten über den Kosmos all jenen, die mutig genug waren, es zu lesen. Es hat zu allen Zeiten Autoren gegeben, die fiktive Bücher erfanden, aber keiner ist dabei so weit gegangen, um deren Existenz glaubhaft zu machen. Nach S.T. Joshi, einem Literaturkritiker und führender akademischen Figur, der eine Studie über phantastische Geschichten schrieb, baut *True Detective* auf die Kraft einer Idee, die seit mehr als einem Jahrhundert gewachsen ist.

"Mit Der König in Gelb stellt Chambers eine flüchtige Verbindung zwischen Geschichten her, die ansonsten nichts miteinander zu tun haben. Er tut das auf eine sehr indirekte Weise, tröpfchenweise, und hat somit viele spätere Schriftsteller mit dem fasziniert, was er nicht schrieb."

Das macht den Mythos als literarische Form so gewaltig. Es gilt, damit einen fruchtbaren Boden für künftige Autoren zu schaffen.

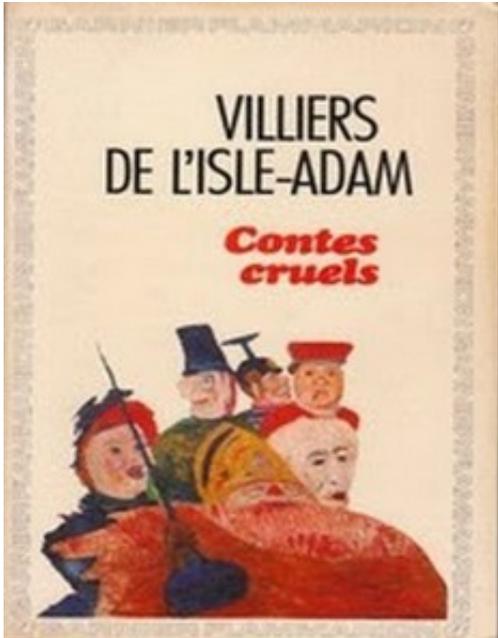
"Schriftsteller wie Chambers waren sehr zurückhaltend, wenn es darum ging, jedes Detail des Universums, das sie entworfen hatten, auszuarbeiten, während sie gleichzeitig darum bemüht waren, zu erklären, dass da noch so viel mehr unter der Oberfläche lauert,"

sagt Joshi.

"Es ist dieser Mangel an Definition, das anderen Autoren erlaubt, die Lücken zu füllen, die Themen und Ideen für eine neue Zielgruppe neu zu interpretieren."

Das ist es, was True Detective mit dem *König in Gelb* so faszinierend macht. Während Chambers mit nur ein paar Dutzend Sätzen seinen Mythos skizzierte, nutzt die Idee des *gelben* Königs unsere existentiellen Ängste, unsere Zurechnungsfähigkeit, unsere Handlungsfähigkeit und unseren Platz in einem Universum, dass sich nicht im mindesten um uns schert. Mehr als die spezifischen Handlungsdetails der Geschichte selbst, ist es der Abgrund, den die Protagonisten von True Detective untersuchen. Blickt man in Cohles Augen, sieht man die unausgesprochene nihilistische Verzweiflung. Man sieht dort gespiegelt die Seele eines Mannes, der den *König in Gelb* gelesen hat - nicht als billiges Taschenbuch, sondern geschrieben auf den Seiten unseres modernen Lebens. Ob es da unten im Abgrund wirklich einen *Gelben König* gibt, ist dabei völlig nebensächlich.

Michael P. - Die 'Conte Cruel'



So nannte Villiers de L'Isle-Adam seine klassische Story-Sammlung, die 1883 in Frankreich veröffentlicht wurde. 1927 von Hamish Miles als "Sardonic Tales" übersetzt. Der Autor bestätigt den entscheidenden Einfluß Edgar Allan Poes, dessen Geschichten, von Baudelaire übersetzt, im 19. Jahrhundert in Frankreich ungeheuerlich populär waren. Manch Kritiker nutzte das Etikett für Geschichten ohne phantastischen Einschlag, vor allem für jene, die ungeheuerliche und 'böse' Wendungen nahmen. Jedoch waren Villiers Sammlungen durchmischt von Phantatik und Nicht-Phantastik, die Aufmerksamkeit lag vielmehr auf der unerbittlichen Grausamkeit des Schicksals. Solche Geschichten sind es, die unter dem Etikett der 'Conte Cruels' diskutiert werden können.

Zu den Autoren, die stark von Villiers beeinflusst wurden, zählten Octave Mirbeau (1848 - 1917) und Maurice Stufe (1875 - 1926), aber viele andere Schriftsteller der *Decadence* fühlten sich mit ihm verbunden. Diese Autoren bevorzugten einen spottenden, sarkastischen Ton, brachen mit den moralischen Tendenzen jener Zeit durch eine wohlkalkulierte Perversion der konventionellen Ordnung. Durch Ambrose Bierce fanden die *Conte Cruels* in den USA Verbreitung. Eine weitere exemplarische Sammlung stellt W.C. Morrrows 'The Ape, the Idiot & Other People' (1897) dar.

Ein moderner Vertreter dieser Art ist Jack Ketchum.

Michael P. - Der verführerische Fremde in dunklen Gassen: H.P. Lovecrafts "ER"

[Das Titelbild zeigt ein Detail aus Henning Ludvigsens "Alchemic Dream"](#)

Heute sehen wir uns die Story "ER" etwas genauer an. Sie wurde im August 1925 geschrieben und im September 1926 im Weird Tales Magazine veröffentlicht.

"Statt der Gedichte, die ich mir erhofft hatte, kam nur schauerhafte Leere und unbeschreibliche Einsamkeit; letztendlich erkannte ich eine furchtbare Wahrheit, von der noch nie jemand gewagt hatte, sie auszusprechen - das nicht flüsterbare Geheimnis der Geheimnisse - die Tatsache, dass diese Stadt aus Stein und Atemrasseln keine empfindungsfähige Fortführung des alten New York ist, so wie London diejenige des alten London und Paris die des alten Paris, sondern dass sie in der Tat ganz tot ist, ihr weitläufiger Leichnam unvollkommen einbalsamiert und infiziert mit sonderbar belebten Dingen, die nichts mit ihm zu tun haben, wie er einst im Leben war. Nach dieser Entdeckung konnte ich nicht mehr ruhig schlafen." (Übers. Michael Perkampus)

Zusammenfassung: Unser Erzähler, ein aufstrebender Dichter, wandert durch die nächtlichen Straßen New Yorks, um "seine Seele und seine Träume" zu retten. Der Anblick des ersten Sonnenuntergangs, den er dort erlebt, begeistert ihn, denn die Stadt schien *"majestätisch über den Gewässern der Stadt aufzuragen, seine unglaublichen Erhebungen und Pyramiden stiegen blumengleich und zart aus einem Verbund violetten Nebels."* (Übers. Perkampus).

Doch bei Tageslicht trifft ihn das ernüchternde Elend. Die Menschenmassen erscheinen ihm als gedrungene und dunkelhäutige Fremde. Die fürchterliche Wahrheit, das nicht einmal geflüsterte Geheimnis ist, dass New York tot ist, ein Leichnam, infiziert mit "sonderbar belebten Dingen". Nichts blieb von seinem ehemaligen Ruhm zurück.

Von nun an wagt sich der Erzähler nur noch nach Einbruch der Dunkelheit heraus, wenn "die Vergangenheit noch wie eine Geistererscheinung über allem schwebt". Er besucht hauptsächlich die Greenwich-Bereiche, worüber er Gerüchte hörte, dass die Höfe dort einst ein weitverzweigtes Netzwerk aus Gassen verband. Hier existieren noch Reste aus der Georgianischen Ära: an den Türen finden sich Türklopfer, Stufen sind mit Eisen versehen und sanft glühen die Oberlichter. An einem bewölkten Morgen im August, um 2 Uhr, nähert sich ihm ein Mann. Der ältere Fremde trägt einen Hut mit einer breiten Krempe und einen aus der Mode gekommenen Mantel. Seine Stimme ist dumpf - immer ein schlechtes Zeichen - sein Gesicht erschreckend weiß und ausdruckslos. Trotzdem vermittelt er einen vornehmen Eindruck. Der Erzähler akzeptiert sein Angebot, sich von ihm in Regionen von noch wesentlich höherem Alter einführen zu lassen.

Sie durchqueren Korridore, klettern über Backsteinmauern, kriechen sogar durch einen langen, gewundenen Steintunnel. Immer älter wird die Umgebung, es ist sowohl eine räumliche- als auch eine Zeitreise. Ein steiler Hügel, ungewöhnlich für diesen Teil New Yorks, führt zu einem ummauerten

Anwesen, offenbar das Heim des Fremden.

Unbeeindruckt vom Muff der Jahrhunderte folgt der Erzähler dem Fremden nach oben zu einer gut ausgestatteten Bibliothek. Von Mantel und Hut befreit, zeigt sich der Fremde in einem Georgianischen Kostüm, und seine Ausdrucksweise fällt in den passenden archaischen Dialekt. Er erzählt die Geschichte seines Vorfahren, eines Gutsherren mit eigenartigen Vorstellungen über die Macht des menschlichen Willens und über die Veränderlichkeit von Zeit und Raum. Er entdeckt den Platz, wo er sein Haus erbauen möchte - mitten in einem Zentrum indianischer Riten; die Wände hielten die Indianer nicht davon ab, ihre Zeremonien weiterhin auszuführen, immer, wenn der Vollmond zu sehen war. Schließlich trifft er ein Abkommen - die Indianer bekommen Zugang zum Hügel, wenn sie ihn in ihre Magie einführen. Sobald er jedoch eingewiht war, muss er seinen Gästen "schlechten Rum" verabreicht haben, denn er war plötzlich die einzige lebende Person, die das Geheimnis kannte.

Es ist das erste Mal, dass der Fremde einem Außenstehenden von diesen Riten erzählt, weil er den Erzähler für "verrückt nach vergangenen Dingen" hält. Die Welt, fährt er fort, ist nur der Rauch, den unser Verstand erschafft, und er will dem Erzähler einen Blick auf längst vergangene Jahre gewähren, solange er seine Angst zurückhalten kann. Mit eisigen Fingern zieht der Fremde den Erzähler zu einem Fenster. Eine Handbewegung zaubert New York zurück in ein Zeitalter, als die Stadt noch Wildnis war. Dann beschwört er das koloniale New York. Der Erzähler fragt den Fremden, ob er es wagen würde, noch weiter zu gehen, und der Fremde zaubert den Anblick einer künftigen Stadt, in der seltsame Flugobjekte umher

schwirren, gottlose Pyramiden und "gelbe, schielende Menschen" in orangenen oder auch roten Roben, die im Wahnsinn zu Trommeln, Hörnern und Krotalons tanzen.

Zu viel für den Erzähler: er beginnt zu schreien. Als nächstes hört man Schritte auf der Treppe, als ob sich eine Horde barfuß näherte. Es wird an der Tür gerüttelt. Erschrocken und wütend nennt der Fremde sie "die Toten", die "Roten Teufel". Er klammert sich an die Vorhänge des Fensters, reißt sie herunter und lässt das Mondlicht ins Zimmer fluten. Zerfall erstreckt sich über die Bibliothek und den Fremden gleichermaßen. Er schrumpft zusammen, während er noch versucht, mit seinen Klauen nach dem Erzähler zu greifen. Bis ein Tomahawk die Tür in Stücke reißt, ist von dem Fremden nicht mehr übrig als ein knisternder Kopf mit Augen.

Was da durch die Tür kommt, ist eine amorphe Masse, in der leuchtende Augen zu erkennen sind. Sie schluckt den Kopf des fremden und zieht sich zurück, ohne den Erzähler zu behelligen. Unter ihm gibt der Fußboden nach und er stürzt in Richtung Keller. Irgendwie gelingt es ihm, nach draußen zu gelangen, wird aber verletzt, als er versucht, die Mauer, die um das Anwesen führt, zu überwinden.

Der Mann, der ihn findet, sagt aus, der Erzähler muss trotz seiner gebrochenen Knochen einen langen Weg gekrochen sein, aber der Regen hat seine Blutspur verwischt, so dass man nicht mehr sagen kann, wie weit. Niemals wieder versucht der Erzähler, den Weg zurück in dieses dunkle, von der Vergangenheit heimgesuchte Labyrinth zu finden. Er kehrt nach New England zurück, zu unverfälschten Wegen, über die am Abend der duftende Meerwind fegt.

Notizen: Lovecraft benutzt die Traum-Metapher in vielen seiner Erzählungen, andere wiederum muten selbst wie ein Traum an. ER ist eine von ihnen, scheint aber das Produkt eines Wachtraumes gewesen zu sein. Im August 1925 unternahm Lovecraft einen Spaziergang durch die Nacht der New Yorker Straßen,

um das, was von der Vergangenheit noch "gespenstergleich" vorhanden zu sein schien, auszukosten. Es endete damit, dass er eine Fähre nach Elizabeth, New Jersey nahm, sich ein Notizbuch kaufte und die Geschichte niederschrieb.

Der erste Absatz liest sich wie eine überreizte Autobiographie, ein Aufschrei des Herzens aus Einsamkeit, Enttäuschung und Entfremdung. Die Romanze des Erzählers mit New York währte nur kurz.

Hier war Lovecraft ein Fremder in einem fremden Land. Als frisch gebackener Ehemann befindet er sich ebenfalls auf unbekanntem Gebiet. Außerdem gelingt es ihm nicht, seine Finanzen so zu organisieren, dass er ein vernünftiges Auskommen hat. All das, was er sich vorgenommen hatte und wovon er träumte, fand keine Umsetzung. Er ist nicht in der Lage, die verschiedenen Dialekte zu verstehen. Deshalb schrieb er "ER", deshalb schrieb er "RED HOOK", deshalb schrieb er "KÜHLE LUFT". Lärm!

Menschenmassen! Gestank! Ausländer, die in fremden Zungen sprechen! Und sie haben keine blauen Augen! Aber das trifft ebenso auf viele Angelsachsen zu. Selbst in New England. Aber zumindest sprechen sie Englisch.

Lovecraft war ein klassischer Angst-Patient, die Zeit in der er lebte, war nicht die seine. Aber er wusste, dass es noch immer Bereiche gab, die das Flair des Alten an sich hatten. Unzuammenhängende Innenhöfe, ein Labyrinth der Straßen, die in eine andere Zeit hinein führen, wie in PICKMAN'S MODEL. Ein unglaublich steiler Hügel, der zu überwinden ist, wie in DIE MUSIK DES ERICH ZANN. Ein Führer, der einen archaischen Dialekt spricht - es ist immer noch Englisch und somit vertraut. Die geisterhafte Stadt und selbst das Herrenhaus beruhigt durch sein fest in der eigenen Kultur verwurzelt Gewese. Es ist egal, dass es dort ein wenig - verrottet müffelt.

Und dennoch - Vertrautheit ist nicht alles. Die Realität selbst ist sinnenleert und schrecklich, oder etwa nicht? Wunder und Geheimnisse sind kraftvolle Verlockungen für den poetischen Geist. Es ist gar nicht so übel, ein unbewohntes New York der Vergangenheit zu imaginieren. Es ist sogar wundervoll, einen Blick auf die koloniale Vergangenheit zu werfen. Wenn der Erzähler nur damit zufrieden gewesen wäre! Doch der wünscht sich eine Vorschau auf die ferne Zukunft, die sich als sein schlimmster Alptraum entpuppt: New York wurde von gelben, schielenden Menschen übernommen, die zu einer seltsamen Musik tanzen. Wie die Männer von Leng! Wie die geistlosen Äußeren Götter! Lovecraft, so scheint es, hatte nicht viel für den Tanz übrig.

Michael Cisco - Der Theologiestudent (Auszug)

eins: die Wolke

Die ersten schwarzen Wolken verdüstern den Himmel, die folgenden hängen in Fetzen

weiße Schleier im Geraschel des beseitigten Publikums, und, wie jede Wolke ihren eigenen Rahmen perfekt innerhalb ihrer Konturen verlässt, ragt eine hervor - drohend wie ein Eisberg über die anderen. Sie bewegt sich jetzt stetig weiter, bauscht sich schnell und tief über die grüne Schlucht. Sie taucht zwischen den Hügeln in einen Geruch aus Wasser ein, und die friedliche, ängstliche Stille des Regens fällt auf Bäume und Gras. Der Theologiestudent, in seinem schweren, schwarzen Mantel, schlittert einen steilen Hügel hinunter in die Schlucht. Seine Füße schlittern auf dem nassen Gras; er hält sich mit ausgestreckten Armen aufrecht. Er ist nass bis auf die Haut, seine Brille ist beschlagen, der Regen läuft überall an ihm herunter. Der Abhang ist vom Wasser aufgeweicht und glitschig, so ist er gezwungen, über Wurzeln und Steinen zu kriechen, um nicht zu fallen. Er wollte den Spaziergang im Regen auf keinen Fall versäumen. Über seinem Kopf ändert sich die Farbe des Himmels von Grau zu Schwarz. Schwer atmend und völlig erschöpft gibt er sich selbst einen schmerzhaften Ruck und erreicht den Gipfel. Für einen kurzen Augenblick steht er gebeugt, mit den Händen auf seinen Knien da, dann wendet er sich der Schlucht zu, die über ihm von allen Seiten wie eine grüne Schale aufragt. Der Himmel donnert und verfärbt sich kohlschwarz: eine Wolke, hoch wie ein Eisberg. Aufgeregt tapst er über die grüne Brust des Hügels zum höchsten Punkt hinauf. Er fährt mit der Hand über seine kurzen Haare, Wasser rinnt ihm durch die Finger. Er erreicht die Spitze - der Himmel spaltet sich über seinem Kopf. Im hohen Gras stehend, die Augen in der Ferne verloren, spielt der Wind in und um seine Hemdsärmel herum, bläst seine Rockschösse auf, schneidend blaues Blitzen drängt seinen Körper bis hin zu einer Spalte, die ihn den Halt verlieren lässt. Die Wolke öffnet sich kurz und erreicht den Boden, reißt ihn von den Füßen. In einem unendlichen Augenblick, den beiden Dimensionen Erde und Himmel ausgesetzt, wölbt sich sein Körper, seine Augen starren auf die nach Luft krallenden Finger, sein weißes Gesicht teilt sich in zwei Hälften, als er niederrast, verdreht im Schmutz liegen bleibt - mausetot. Ruhiges nasses Gras in seinem Mund, und Regen strömt über seinen durchnässten Mantel auf seinen Leichnam, glasige Augen, starr und aufgerissen, auf eine verkrampfte Hand fixiert, durch die der Regen schleicht; sein zerschmetterter Rücken.

Über ihm verschwinden die Wolken. Regen fällt, Zeit verstreicht.

Nun finden sie ihn. Hände heben ihn hoch; sie machen sich mit seinem Körper auf, den schlammigen Hang hinunter. Der Boden und die Bäume sind genauso nah wie die Wolken. Sie spritzen dicke Regentropfen von sich fort. Sie tragen ihn zu einem niedrigen Gebäude, zugerankt von Ästen und dem Schatten der Bäume. Sie bringen ihn schnell hinein, legen ihn auf zwei Holzböcke und fangen an, an ihm herumzuschneiden - sie nehmen ihn aus wie einen Fisch, öffnen ihn von der Kehle bis zur Taille, rote Hände ziehen seine Rippen auseinander, Kopf und Schulter hängen nach unten, seine Arme liegen flach auf dem Boden, zerren ihn hin und her, als sie ihn ausleeren. Sie werfen seinen kochenden, dampfenden Inhalt auf den Boden und bringen Stapel von Büchern und Aktenordner an, reißen die Seiten heraus, alle beschrieben, die sie hinter seine Rippen stopfen und in seinen Bauch quetschen. Welche Seiten sie ausgewählt haben und welche Bücher sie zerrissen haben, ist von geringer Bedeutung, wichtig ist nur,

dass er komplett mit Schriftstücken ausgefüllt wird, um ihn zurückzubringen, um ihn seiner Aufgabe zuzuführen. Dann nähern sie ihn wieder zu - ziehen ihn in die Badewanne (die Arme und Beine baumeln und knallen an Gegenstände, wischen Tische und Stühle um) und werfen ihn ins Wasser; blaues Wasser schwappt auf grauen Pflasterstein, und gemeinsam saugen sie Luft in sich hinein, die sie sogleich wieder aus ihren Mündern fahren lassen, er schreit laut auf, als sie sein Gesicht unter das fließende Leitungswasser stecken und ihn dann mit ihren roten Händen untertauchen, unter ihre Fittiche nehmen. Der Theologiestudent zuckt, Wasser peitscht über den Wannenrand. Gaffend stoßen sie ihn härter nach unten. Er windet sich zur Seite. Sie drehen den Hahn voll auf und schieben sein Gesicht erneut unter den Strom - er schlägt, sein Körper wütet, seine Augen öffnen sich, sein Mund schnappt weit auf, alle schreien los ohne Ton (sie packen ihn und ziehen ihn heraus)..

Klamm, bis zur Farblosigkeit gebleicht, aus dem Wasser gezerrt, auf den Boden geworfen, halten sie seinen Kopf, wo er Wasser hustet und über den Boden starrt, wo er den Aufwurf seines eigenen Gedärms entdeckt. Sich erinnernd, schreit er erneut auf, schreit sich in Schatten und klamme Dunkelheit hinein.

*

Später wird er im Seminar wiederentdeckt, blass und bewusstlos liegt er in einem Krankenhausbett.

Pfleger schütteln den Kopf über ihn: "Wie kam er hier her?"

Der Theologiestudent kommt ein paar Stunden später zu sich. Für einen Augenblick bricht die Erinnerung über ihn herein wie eine schwarze, kalte Wasserwelle. Er schreckt zurück und schlägt die Tür seines Verstandes zu. Seine Finger schmerzen, das Fleisch um sie herum wird zu Lehm, er hustet Wasser auf graue Pflastersteine - seine Aufmerksamkeit rastet ein, er stellt sich vor die Fenster gegenüber von seinem Bett. Ohne seine Brille reduziert sich alles zu einem mildweißen Abstrich wolkengefilterten Tageslichts. Er starrt seine Hände an. Sie sehen aus wie Krallen, die über der farblosen Decke schweben, ihnen haftet plötzlich etwas Mechanisches an.

Er sitzt absolut still; niemand kommt, niemand nimmt Notiz von ihm, er fließt in die Bewusstlosigkeit, wieder zurück mit einem bitteren Geschmack in seinem Mund und einem hässlichen Pochen hinter seinen Schläfen.

Erneut erwacht er, verwirrt, und es ist schon der nächste Tag, morgens oder nachmittags - er kann es nicht unterscheiden.

Jemand schlurft mit weiten Schritten und ungelentk über den Gang, kommt am Fuße seines Bettes zum stehen als würde er andocken. Nach einer Weile erkennt er ihn - es handelt sich um einen wichtigeren Verwalter, einen im ganzen Seminar gefürchteten Lehrer. Sein Gesicht schwimmt im milden Licht. Dem Theologiestudenten dämmert träge ein Name: Es ist Fasvergil. Als wäre es eine Antwort, scheint Fasvergil in seiner überlangen Soutane, von der französige Büschel hängen und die um seine Füße herum zerissen ist, *einzurasten*. Er schaut blass auf. Fasvergil starrt ihn an.

"Sie hatten ein ziemliches Abenteuer. Zwei der Jungs haben gesehen, was mit Ihnen geschehen ist."

Der Theologiestudent spürt ein plötzliche Gewicht in seiner Brust. Er versucht zu sprechen, aber sein spröder Hals reißt unter der Anstrengung, und so will es ihm nicht gelingen.

"Wer brachte Sie zurück?"

Fasvergil lehnt in den Nähe, starren Augen. Als ob sie ihm aufgeschnitten wurden, suchen sie nach dem Gesicht des Theologiestudenten. "Ja, was ist es?" zischt er.

Aber der Theologiestudent ist weiterhin verschleiert, ein grauer Nebel trübt seine Augen, seine Sicht ist so sehr verdeckt, dass es ihm gerade noch gelingt, auf seine klauenartigen Hände, die auf der Bettdecke ruhen, zu glotzen. Stumm und leer sitzt er da. Aus dem Nichts sagt Fasvergil, dass er wiederkommen wird, und verschwindet nach nirgendwo, lässt den Theologiestudenten zurück: nirgendwo.

*

Wieder in sein Zimmer gebracht, verbringt er seine Tage am Schreibtisch sitzend, beobachtet die Wolken, wie sie an seinem schmutzigen Fenster vorüberziehen. Ab und zu stöhnt der Wind im Schornstein, und er zuckt zusammen, aber beobachtet ständig den Himmel, drückt seine Hände krampfhaft gegen die Scheiben, wenn draußen die Blitze toben. Warum ist er immer noch hier? Was dauert da so lang? Das Licht steht stumpf im Mief seines Zimmers, hinter ihm sein zerzaustes Bett mit dem verschwindenden Aufdruck jämmerlicher Blumen auf gelbem Leinen. Alleine brütend in seinem Studierzimmer, sammelt er Wolken und wickelt sich still, mit einem gezackten, glasigem Gefühl in seinem Kopf, in sie hinein. In den letzten Tagen hat er Zeichen und Wunder gesehen, die ihm sagten, dass etwas Bedeutendes passieren wird, und heute bereitet er sich darauf vor. Nur jetzt gerade ist er einer Täuschung zum Opfer gefallen, die sein Ziel verwirrt durch Gedanken der Rückkehr in seine angestammte Heimat, seine ganz frühe Kindheit. Er schwitzt in seinem Bett, heiß eingewickelt in dicke Laken, und halluziniert eine Heimkehr für sich selbst - durch die Bäume zurück nach Hause. Auf beiden Seiten von ihm sitzen die Hügel wie niedrige Kuppeln nachdenklich im Grün des Winterregens, Bäume winken ihm im Wind, der den Geruch von süßem Gras und saurem Gestrüpp heranweht, von der Straße aus zu. Sein Haus ist niedrig, steckt konserviert in der Gelatine der Erinnerung. Am Himmel kochen Wolken und fliegen davon, Sonnenlicht kracht in glasigen Blättern herunter, zerspringend in glühende weiße Nachbilder, die unter seinen Augenlidern fließen. Scharfes Licht rast nach unten, sein Augenwasser und seine Traumsicht färben sich rosa. Das Haus flirrt, als er sich ihm auf dem zerbröckelten Bürgersteig nähert, vorbei an der flachen grauen Veranda und dem in der Hitze sengenden Kamin, die Luft ist ein Rascheln in Nahaufnahme, die schwer auf ihm liegt wie eine Handfläche. Benommen lässt er das Haus links liegen und wendet sich zum Hof, der dahinter liegt. Gras ist hüfthoch gewachsen, an einigen Stellen gelb-braun verbrannt, üppig und taufeucht an anderen. Die Sonne walzt die Landschaft tödlich-flach, es ist, als würde man im Sepia alter Photographien laufen.

Die Rückseite des Hauses lodert von Kerzen, die Flammen wühlen die Luft auf. Der Hinterhof ist wie eine Kapelle. Die Bäume kräuseln ihr Gefieder in der Höhe und strecken ihre Flügel aus, sprechen in den blauheißen Himmel hinein. Er sitzt direkt hinter dem Haus, die Kerzen ragen senkrecht zur Wand, die weißorange an seinen Rücken glüht; er sitzt auf einer hölzernen Sitzbank, Splitter beißen in seine Beine, der korrodierte Metallrahmen rostet gegen seine Finger. Er sitzt da und beobachtet das Licht, wie es auf- und abwogt über das Gras. Dies ist, wo er herkommt, und die Welt wird für ihn für immer ein wenig wie dies hier aussehen. Er verließ dieses Haus, um im Priesterseminar zu leben, und um sich vorzubereiten - auf das, was auch immer nun folgen mag.

Ingo Löchel - Der Phantastische Film

Vielleicht kennt der eine oder andere von Euch noch die ZDF-Reihe DER PHANTASTISCHE FILM, die damals immer mit dem interessanten Vorspann, einer Zeichentrickanimation, von Heinz Edelmann lief und begann.



Ich persönlich erinnere mich bis heute immer noch sehr gerne an diese interessante Film-Reihe. Meistens Freitagabend zeigte dann das ZDF Filme wie DRACULA, „BLUT FÜR DRACULA sowie DRACULA JAGT MINI-MÄDCHEN mit Christopher Lee, die Edgar Allan Poe-Filme mit Vincent Price oder auch Klassiker wie DIE STUNDE WENN DRACULA KOMMT oder SCHLOSS DES SCHRECKENS.

Jedenfalls prägte diese Film-Reihe bis heute meine Liebe zum Horror, aber im speziellen zum Horror-Film, die mich seitdem nie wieder losließ.

Gestartet wurde DER PHANTASTISCHE FILM am 13. November 1970 mit dem Klassiker King Kong und die weiße Frau. Die Film-Reihe sollte zwar bereits am 28. November 1969 mit TANZ DER VAMPIRE von Roman Polanski beginnen, aber nach der Ermordung der Schauspielerin SHATON TATE wurde diese Vampir-Komödie erneut im Kino gezeigt und das ZDF erhielt logischerweise keine Sendeerlaubnis.

Zudem startete die ARD am 24. Januar 1970 mit dem Filmklassiker DRACULA aus dem Jahre 1931 (mit Bela Legusi in der Hauptrolle) eine eigene Reihe mit ausgewählten Horror-Filmen.



So wurde die ZDF-Reihe DER PHANTASTISCHE FILM erst am 13. November 1970 mit dem Filmklassiker KING KONG UND DIE WEISSE FRAU gestartet. Bis zum November 1972 folgten monatlich weitere Filme am Freitagabend.

Nach längerer Pause wurde die Reihe am 5. Mai 1976 mit dem Film DRACULA mit Christopher Lee in der Hauptrolle im ZDF wieder aufgenommen. Dieser Horror-Klassiker aus den Hammer Studios war

wohl der Film, der in der Reihe am häufigsten wiederholt wurde.

Neben bekannten Klassikern zeigte das ZDF in dieser Reihe aber auch Filme in Deutscher Erstveröffentlichung, so u. a. THE DEVIL RIDES OUT aus den Hammer Studios, der unter dem Titel DIE BRAUT DES TEUFELS gesendet wurde.

DER PHANTASTISCHE FILM endete am 2. Januar 1993 mit der Ausstrahlung des Filmes HORROR-EXPRESS mit Christopher Lee und Peter Cushing.

Konzipiert wurde die Reihe vom ZDF-Redakteur und Filmjournalisten JÜRGEN LABENSKI, der am 2. November 2007 im Alter von 66 Jahren verstarb. Neben der Film-Reihe DER PHANTASTISCHE FILM begründete Labenski auch die Sendung RATSCHLAG FÜR KINOGÄNGER und schuf die Reihe „Der große Stummfilm, wodurch er als Spezialist für Filmrekonstruktionen nicht nur Deutschland, sondern auch international neue Maßstäbe setzte.

Mit der Wiederherstellung der ursprünglichen Fassungen von Klassikern wie "Ben Hur", "Tartüff", "Panzerkreuzer Potemkin", "Sturm über Asien", "Die letzten Tage von St. Petersburg" oder "Im Westen nichts Neues" machte er die Zuschauer mit Meilensteinen der Filmgeschichte bekannt, die zuvor und wenn überhaupt, der breiten Öffentlichkeit nur in verstümmelten oder zensierten Versionen bekannt waren oder deren Originale als verschollen galten.

1978 betätigte er sich einmal mehr als Pionier und sorgte durch die viel beachtete Wiederaufführung der Literaturverfilmung "Überflüssige Menschen" aus dem Jahre 1926 mit orchestraler Live-Musik im Bonner Metropolis-Kino für eine Renaissance der Stummfilm-Präsentation.

Der Reihenvorspann von DER PHANTASTISCHE FILM wurde, wie bereits erwähnt, von Heinz Edelmann geschaffen, der auch an den Beatles-Zeichentrickfilm „YELLOW SUBMARINE“ mitarbeitete.

HEINZ EDELMANN wurde am 20. Juni 1934 in Ústí nad Labem (dt. Aussig), Tschechoslowakei, geboren. Nach einem Studium an der Kunstakademie Düsseldorf arbeitete er seit 1958 als freischaffender Grafiker. In seiner Zusammenarbeit mit Willy Fleckhaus prägte er als Illustrator über zehn Jahre lang entscheidend das Gesicht des Jugendmagazins „twen“. Außerdem war er für „Capital“, „Playboy“, „pardon“ und das „FAZ-Magazin“ als Grafiker tätig.

Einem größeren Publikum bekannt wurde er durch den Beatles-Film „Yellow Submarine“, bei dessen Produktion er als Art Director 1967/1968 mitarbeitete.

Für den Klett-Cotta Verlag entwarf er zahlreiche Buchumschläge, unter anderem gestaltete er die erste deutsche Ausgabe von „Der Herr der Ringe“ von J. R. R. Tolkien in der Übersetzung von Margaret Carroux von 1969/1970.

Bekannt sind auch seine zahlreichen Illustrationen zu Kenneth Grahames Kinderbuch „Der Wind in den Weiden“.

Von 1972 bis 1976 unterrichtete er Gebrauchsgraphik im Fachbereich Design der FH Düsseldorf. Danach war er Dozent für Kunst und Design an der Fachhochschule Köln (Kölner Werkschulen) und zuletzt bis 1999 Professor für Illustration an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart. Heinz Edelmann verstarb am 21. Juli 2009 in Stuttgart.

<https://www.youtube.com/watch?v=CXIjbbet1V4>

Der phantastische Film

13. November 1970 – King Kong und die weiße Frau (Beginn der Reihe)

05.05.1976 Dracula

02.06.1976 Blut für Dracula

21.07.1976 Frankensteins Monster Party

20.10.1976 Tanz der Vampire

01.12.1976 Es war einmal - Die Schöne und die Bestie

1978 Die Dämonischen

12.01.1979 Dracula

19.01.1979 Blut für Dracula

27.01.1979 Die Herren Dracula

02.02.1979 Dracula jagd Mini-Mädchen

18.05.1979 Rendezvous zum fröhlichen Tod

25.05.1979 Eleonore

Oktober 1980 Schloss des Schreckens

25.10.1980 Tanz der Vampire

07.08.1981 Dracula jagt Mini-Mädchen

05.09.1981 Schloss des Schreckens

02.10.1981 Die Herren Dracula

1981 Rosemaries Baby

1981 Frankenstein, wie er wirklich war Teil 1 und 2

05.02.1982 Der Rattengott

1982 Die Stunde wenn Dracula kommt

1982 Das Zeichen des Vampirs

1982 Die Jungfrau und das Ungeheuer

1982 Abbott und Costello treffen Frankenstein

1982 Der Mieter

24.02.1984 Lebendig begraben

09.03.1984 Der Rabe - Duell der Zauberer

11.06.1984 Die Vögel

06.07.1984 Die Frauen von Stepford

14.09.1984 Was ist denn bloß mit Helen los ?

12.10.1984 Der Mieter

1984 Das Pendel des Todes

1984 Die Verfluchten

1984 Der Rabe und der Zauberer

1984 Folterkammer des Hexenjähgers

1984 Satanas Schloß der blutigen Bestie

1984 Der grauenvolle Mr. X
1984 Eleonore
1984 Die Stunde wenn Dracula kommt
1984 Abbott und Costello treffen Frankenstein
1984 Der Rattengott
1984 Das Omen I
1984 Damien Omen II

25.01.1985 Dracula
07.06.1985 Das Rätsel der leeren Urne
19.07.1985 Schloss des Schreckens
09.09.1985 Die Dämonischen

14.08.1986 Flucht in die Zukunft
06.09.1986 Der Tag, an dem die Erde Feuer fing
1986 Dracula
1986 Liebe auf den ersten Biss
1986 Der Autovampir
1986 Der Geisterzug von Clematis
1986 Das Todesfoto

16.01.1988 Er kam nur nachts
30.01.1988 Planet der Affen
27.02.1988 Rückkehr zum Planet der Affen
26.03.1988 Flucht vom Planet der Affen
09.04.1988 Eroberung vom Planet der Affen
09.05.1988 Der Kampf der Welten
28.05.1988 Zardoz
28.12.1988 Nosferatu

06.05.1989 Das Geheimnis der fliegenden Teufel
20.05.1989 Das Kabinett des Professor Bondi
27.05.1989 Formicula
30.12.1989 Der geheimnisvolle Dr. X

05.05.1990 Das Haus der langen Schatten
08.09.1990 Rendezvous zum fröhlichen Tod
22.09.1990 Die Braut des Teufels
29.09.1990 Die Schreckenskammer

19.10.1991 Die drei Gesichter der Furcht
16.11.1991 Die Elixiere des Teufels

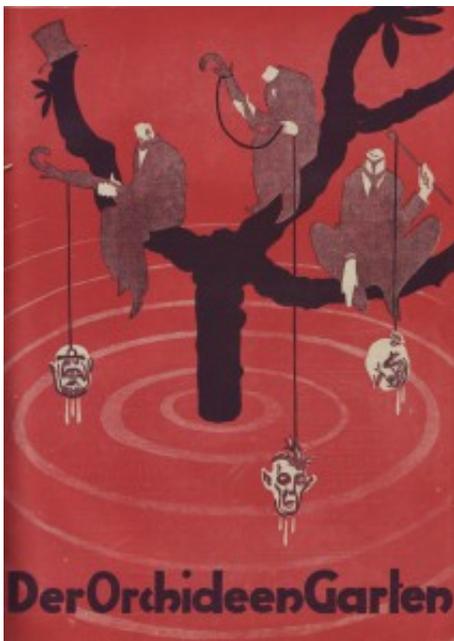
04.01.1992 Die Hexen von Bay Cove
1992 Nosferatu

02.01.1993 Horror-Express (Ende der Reihe)

Michael P. - Der Orchideengarten

"Der Beobachter unserer zeitgenössischen Literatur wird deutlich eine Neigung nach dem Absonderlichen, Phantastischen feststellen müssen, die wahrscheinlich als Reaktion auf die Misere des Alltags und die Unerfreulichkeit seiner Erscheinungen zu verstehen ist. Novellen werden geschrieben, die über die natürlichen Dimensionen stofflich hinausragen und mit Fremdem und Fernem sich mehr oder minder dichterisch (oft nur berichtend) beschäftigen."

- Strobel, Der Orchideengarten, 1919



Zu Beginn des letzten Jahrhunderts kam es zu einer bewußten Neuaufnahme und Nachahmung der erzählenden Werke Poes in Deutschland und Österreich. (H.H. Kühnelt, Deutsche Erzähler im Gefolge von E.A. Poe). Die wirkungsmächtigen Erzählungen waren "The Fall of the House of Usher", "The Masque of the Red Death", "The Pit and the Pendulum" und "Hop-Frog".

K.H. Strobel sah sich dabei als den Erneuerer der phantastischen Erzählung in Deutschland. Diese Art der Literatur breitete sich um 1900 herum sehr schnell aus, Erzählungen des Grauens wurden zu einer Mode. Wie es sich für eine Zeit literarischen Aufbruchs gehört, ließ auch ein Organ in Form einer Zeitschrift nicht lange auf sich warten. Es handelte sich um das erste seiner Art: **Der Orchideengarten**, erschienen im Dreiländerverlag München, existierte nur drei Jahre lang, von 1919 bis 1921, und beschäftigte sich ausschließlich mit der phantastischen Literatur. K.H. Strobel fungierte zusammen mit Alfons von Czibulka als Herausgeber. Von der *Gothic Tale* bis hin zu surrealistischen Texten erstreckte sich der Inhalt. Das Magazin war stark illustriert und verband hervorragend Text und Bild miteinander wie selten davor und nie wieder danach.

Michael P. - Der Nihilismus des Rust Cohle

[Dieser Artikel schließt an DER KÖNIG IN GELB an.](#)

Es gibt Filme und Serien, die pumpen die Erwartungshaltung von Beginn an über jeden erwartbaren Horizont. Die meisten ambitionierten Werke - und das trifft ebenso auf Literatur zu - scheitern, wenn sie scheitern, am Ende. True Detective 1 scheitert nicht wirklich, aber die letzte Folge der Mini-Serie hält der unglaublichen Dichte nicht stand, was wirklich schade ist, denn bis dahin hat man nicht weniger als das Beste, was eine Mystery-Serie überhaupt aufs Parkett bringen kann vor Augen. Nicht weniger als eine Sensation.

Die Storyline, die sich an das moderne Erzählen durch Verschachtelung hält, die erzeugte, dichte Atmosphäre, die Wahl der Musik, sowie die fabelhafte Leistung der beiden Hauptdarsteller (Woody Harrelson, Matthew McConaughey) sind in der Summe nicht weniger als perfekt.



Matthew McConaughey als Rust Cohle

Was jedoch wenige Film-und Serienfans auf dem Schirm haben dürften, ist der sich auf der Höhe der Zeit befindliche philosophische Nihilismus, der die Serie durchweht, namentlich in der Figur des Rust Cohle, eine Rolle, die McConaughey kongenial in Szene setzt. Dieser philosophische Charakter, der sich in den Dialogen, die Rust und Marty miteinander führen, niederschlägt, stammt zu einem nicht unbeträchtlichen

Teil von [Thomas Ligotti](#), und zwar aus *The Conspiracy against the Human Race*. Aber nicht nur. Pizzolatto hat sich, vor allem, was den Begriff Carcosa angeht, auch bei [Robert W. Chambers](#) bedient. *Carcosa* taucht in dieser Sammlung von Kurzgeschichten als ein mysteriöser Ort auf, geht aber auf [Ambrose Bierce](#) zurück, der neben Poe und Lovecraft als die dritte Kraft der klassischen amerikanischen Horrorauteoren gilt. Bierce hatte die südfranzösische Stadt Carcassonne zu Carcosa umfunktioniert. In der Geschichte *An Inhabitant of Carcosa* erwacht ein Mann aus dem altertümlichen Carcosa aus einem von einer Krankheit ausgelösten Schlaf und findet sich in einer unwirtlichen Wildnis wieder.



Marty

& Rust in "Carcosa"

Pizzolatto hat in einem Interview Stellung zu den Vorwürfen bezogen, er habe sich unlauter (hauptsächlich) bei Ligotti bedient. Darin sagt er, dass er auf der Suche nach dem Besten war, was die moderne Horrorliteratur zu bieten habe und [Ligotti](#) da natürlich an erster Stelle stand. Aber auch Cioran und Nietzsche standen Pate für diese herausragende Serie.

Es konnte nicht ausbleiben, was gegenwärtig folgt - und die zweite Staffel in den Schatten stellt, auch wenn von vorneherein klar war, dass sich nichts mehr mit Season 1 je wird messen können - nämlich, dass sich Heerscharen von Literaturwissenschaftlern, Religionswissenschaftlern, Filmtheoretiker und Philosophen an ihren Theorien versuchen, denn wie immer fordert die Kunst die Realität heraus, was Doppeldeutigkeit, die Frage nach der Existenz und ihren Zweck betrifft. Es haben sich Unmengen von Debatten ergeben, die sich dem Lösen der Rätsel in *True Detective* widmen (das ist eine Variante, die wir bereits von LOST kennen).



Ein

Tatort

True Detective ist anti-religiös, wie oben schon erwähnt, ganz auf der Höhe des modernen Denkens. Aber die Serie ist in ihrer Tiefe mehr als nur nihilistisch, sie zeigt in faszinierender Weise, wie das Geschichtenerzählen funktioniert.

In den ersten Episoden etabliert Pizzolatto eine klare Zweiteilung. Einerseits haben wir die Untersuchungen - Geschichtenerzählen als eine Suche nach der Wahrheit. Auf der anderen Seite gibt es die Religion - Geschichtenerzählen als eine Flucht vor der Wahrheit. Trotzdem geht die Konzeption des Geschichtenerzählens über die Religion hinaus. Sie spielt nicht die Rolle, die sie eigentlich inne hat (nämlich Selbsttäuschung) sie ist in der Serie lediglich eine Manifestation. Es gibt nicht sehr viel Unterschiede zwischen dem Christentum, dem Mythos vom Gelben König oder Rusts Nihilismus: all das sind Geschichten, deren Zeichen dem Leben bedeuten, gefälligst *Sinn zu machen*. Und all diese Geschichten sind letztendlich destruktiv und wahnhaft.

Gegen Ende weicht Rusts Nihilismus sich etwas auf und wird zu dem, was dem klassischen Existentialismus entspricht: die Idee, dass wir selbst es sind, die unserem - und eben nur unserem - Leben einen Sinn zuweisen können. Was immer wir als diesen Sinn erfassen: wir haben recht. Wie alles andere in der Serie auch: der Nihilismus erzählt hier seine eigene Geschichte und meint im Grunde nichts darüber hinaus.

C.P. Heynk - Daefelia

Im Jahre 1974 veröffentlichte die englische *Sussexmedia Corporation* einen experimentellen Zeichentrickfilm, der eigentlich für Kinder konzipiert war, aufgrund seiner drastischen Symbolik und subtilen Weltuntergangsszenarien vier Jahre später aber vom *British Board of Media Control* indiziert und vom Markt genommen wurde. Der Film trug den Titel *Daefelia*. In diesem Schwarzweißfilm ging es um eine Katzenfamilie, deren Junges, Felicia, nachts davon träumt, wie der vorhandene Vorrat an Milch aufgebraucht wird und wie die Gemeinschaft der Katzen beginnt, sich stattdessen von Menschenblut zu ernähren. In einem sich anbahnendem Überlebenskampf entwickeln die Katzen immer perfidere Methoden, um an Menschenblut zu gelangen. Die Menschen ihrerseits wiederum versuchen Hunde, Füchse, Vögel und sogar Schweine auf das Töten von Katzen abzurichten und so den Erhalt ihrer eigenen Spezies zu gewährleisten. In einem apokalyptisch anmutenden Entscheidungskampf sterben schließlich die letzten Vertreter der Gemeinschaft der Katzen und Felicia, der einzigen Überlebenden, wird die Legende von *Daefelia*, dem Katzenparadies, anvertraut. Am nächsten Morgen, aus dem Albtraum erwacht, macht Felicia sich allen Unkenrufen zum Trotz auf die Suche nach *Daefelia*. Eine Odyssee homerischen Ausmaßes schließt sich an, in der Felicia erkennt, dass sowohl die Menschen als auch die anderen Tiere in Wirklichkeit nur ein Spiegel ihrer Selbst und daher Freunde sind.

Grace, zu der Zeit, als der Film verboten wurde, vier Jahre alt, liebte *Daefelia*.

„Wir ziehen zurück!“

Es war 1979. Graces Mutter und Graces Vater gaben die Wohnung in Brighton auf und zogen nach Deutschland. Da Grace keine Vorstellung von diesem Land auf der anderen Seite des großen Flusses hatte, versuchte die Mutter, ihr das Land zu erklären.

„Wir ziehen in das Land von Frau Holle, das Land von Rumpelstilzchen und Dornröschen. Es gibt dort Schlösser und Burgen und dunkle Wälder, in denen du dich verläufst, wenn du dir den Weg nicht merkst!“

Grace freute sich. Es war, als ob all die Geschichten, die ihre Mutter ihr bis dahin vorgelesen hatte, nun wahr werden würden. *Daefelia*, dachte Grace. Wir fahren nach *Daefelia*.

Am Abend vor der Abreise konnte sie vor Aufregung nicht schlafen. Ihre Mutter musste sie in den Schlaf wiegen. Sie sang:

*Ba-Ba-black sheep, have you any wool,
Yes, sir, yes, sir, three bags full,
One for the master,
One for the dame,
One for the little boy
Who lives down the lane.*

*Ba-Ba-black sheep, have you any wool,
Yes, sir, yes, sir, three bags full!*

Graces Vater war Deutscher. Er hatte an der 1961 in Brighton gegründeten Universität von Sussex gearbeitet und kehrte nun nach Heidelberg zurück. Auch die Mutter von Grace freute sich auf Heidelberg,

schließlich hatte sie ihren Mann 1965 dort kennen- und lieben gelernt. Sie hielt Heidelberg für einen der wenigen Orte in Deutschland, in dem die alte und glorreiche germanische Tradition noch existent war. Sie empfand Heidelberg als eine Insel inmitten eines Meeres der Zerstörung. Auch wenn die fleißigen Deutschen viele Städte schon lange wieder aufgebaut hatten, sprach Graces Mutter immer von den Trümmerstädten, wenn sie von Köln, Hamburg oder Dresden redete. Für sie war Heidelberg eine Zeitmaschine, mit der sie sich in die von ihr innig geliebte Vergangenheit katapultieren konnte. Mindestens einmal pro Woche stieg sie mit Grace auf den Vorsprung des Königstuhls, um vom Schlosshof aus auf den Neckar und die umliegenden Gebirge zu schauen. Grace selbst glaubte dann jedes Mal, im Schloss von Dornröschen zu sein, das nun, alt und verwittert, das letzte Zeugnis dieser märchenhaften Geschichte war.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter lernte Grace sehr schnell das deutsche Idiom. Da Grace mit jeder Sprache eine feste Bezugsperson verband – das *Queen's English* mit ihrer Mutter und den preußisch-deutschen Tonfall mit ihrem Vater – kam es auch nie zu irgendwelchen Komplikationen, wie sie in anderen, bilingualen Familien häufiger auftreten. Grace wechselte ohne Probleme vom Deutschen ins Englische, nahm in beiden Sprachen einen authentischen Akzent an und wurde folglich sowohl von Deutschen als auch von Briten für eine Einheimische gehalten. Auch intellektuell gesehen ermöglichte diese Kombination zweier Kulturen Grace ein schnelleres Voranschreiten im schulischen Bereich. Es wäre vermessen, sie als überbegabt zu bezeichnen – ihre mathematischen Fähigkeiten ließen beispielsweise sehr zu wünschen übrig – aber sie war doch ein wenig offener, kreativer, phantasievoller und aufgeweckter als ihre Grundschulkameraden.

Eines Tages kaufte Graces Vater einen Malkasten mit Acrylfarben. Er gab seiner Tochter eine Leinwand und einen Pinsel und ließ sie dann alleine in ihrem Zimmer. Er selbst schloss sich für drei Stunden in seinem Arbeitszimmer ein um ungestört eine Biographie über Generalfeldmarschall Erwin Rommel lesen zu können. Da Graces Vater selbst im deutschen Afrikakorps gedient hatte, verschlang er das Buch geradezu. Bestens im Bilde über die Vorgänge in Afrika zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, meinte Graces Vater, einige Ungenauigkeiten und sogar grobe Unwahrheiten in dem Buch entdeckt zu haben. Die Buchstaben und Bilder des Buches erweckten einige schöne und einige weniger schöne Erinnerungen wieder zum Leben, und Graces Vater erwischte sich in den drei Stunden ein ums andere Mal dabei, wie er vom Buch aufschaute, aus dem Fenster in die Ferne sah und einen glasigen Blick bekam. Er dachte an den großen Krieg, an die Kameraden, die er verloren hatte, an Artillerie, Schrapnell und Streufeuer, an die sandigen Dünen und die wilde Wüste, an El Alamein und die sengende Hitze der satten Sonne. Er musste unweigerlich an Sand denken, aber nicht an gewöhnlichen Sand, sondern an von Blut verfärbten Sand, in dem die Stiefel keinen Halt fanden und in dem man das Gefühl hatte, beständig tiefer zu versacken, bis man schließlich durch den Sand hindurch fiel.

Als Graces Vater die letzte Seite des Buches zu Ende gelesen hatte und das Buch schweren Herzens wieder zuklappte, merkte er, wie durstig er war. Er hievte seine müden Knochen zurück in die aufrechte Position und machte sich auf den Weg in die Küche. Als er an Graces Zimmer vorbei kam, horchte er an der Tür. Für einen Moment meinte er, das Miauen von Katzen zu hören.

Als er die Tür öffnete, quietschte diese aufs Grässlichste.

Grace saß auf dem Boden. Um sie herum lagen etliche Maltuben verstreut und einige Farbspritzer hatten den Teppich bereits verunstaltet. Da Grace mit dem Rücken zur Tür saß, konnte ihr Vater zuerst nicht sehen, was sie in den drei Stunden seiner Abwesenheit zuwege gebracht hatte. Und weil Grace trotz der quietschenden Tür sein Hereinkommen nicht bemerkt hatte, schaute sie auch nicht auf. Sie schien immer

noch ganz versunken in ihrer Arbeit und emsig ließ sie den Pinsel über die Leinwand fahren. Behutsam trat Graces Vater näher auf seine Tochter zu. Langsam eröffnete sich ein Winkel über Graces Schulter, aus dem heraus der Vater einen Blick auf die Leinwand erhaschen konnte. Auf der überwiegend in schwarzen und weißen Tönen gehaltenen Leinwand erkannte der Vater die rudimentären Schemen einer Katze. Er erkannte das für Katzen typische kurze Gesicht und einen breiten, kleinen Schädel. Der Backenbart mit den feinen Härchen, die nach links und rechts abstanden, war das sicherste Indiz dafür, dass es sich bei dem abgebildeten Wesen um eine Katze handeln sollte. Auch die leicht grün gemalten Augen hatten die typische Form von Katzenaugen.

Die Katze auf dem Bild leckte sich die Pfoten. Vor der Katze befand sich eine kleine Schüssel, darin war eine rote Flüssigkeit.

„Katzen trinken Milch, Liebes!“, sagte Graces Vater.

Grace drehte sich zu ihrem Vater um.

„Diese Katze trinkt Blut!“

An dem Tag, als Grace acht Jahre alt wurde, starb eine Frau, die Graces Mutter sehr mochte, obwohl sie sie nicht kannte. Diese sehr berühmte Frau war bei einem Autounfall in Frankreich vierzig Meter einen Hang hinab gestürzt. Ihr Name war auch Grace.

„Grace wird sterben!“, hatte Graces Mutter gesagt.

„Ich werde sterben?“, hatte Grace verwundert gefragt, als sie in die Küche kam.

„Nicht du!“, hatte die Mutter erwidert. „Grace Kelly. Die Fürstin. Deine Namenspatronin. Die schönste Frau der Welt. Sie war auf dem Weg nach Monaco. Mit dem Auto. Sie liegt im Krankenhaus. Aber sie hat so schwere Verletzungen, dass sie die Nacht wohl kaum überleben wird.“

Sie sollte die Nacht überleben, aber mehr auch nicht. Sie starb tags darauf.

„Grace ist tot“, dachte Grace.

Nur die Tochter, die kleine Stephanie, hatte den Unfall überlebt.

Tagelang war in den Nachrichten von nichts anderem die Rede. Man zeigte den Fürsten, der seine Fürstin verloren hatte. Man zeigte seine Tränen, seine Trauer. Man zeigte seine für alle Welt sichtbaren Schmerzen. Er hatte seine Fürstin verloren. Nun war er alleine.

„Grace ist tot“, dachte Grace. Dann ging sie auf ihr Zimmer, um zu malen.

Grace malte immer besser. Sie gab sich viel Mühe, verwendete viel Zeit fürs Detail, belegte einen Malkurs für Kinder und erlernte verschiedene Techniken. Sie stieg von Acryl auf Öl um und ließ sich von ihrem Vater immer bessere Leinwände schenken. Die Motive blieben jedoch gleich: Katzen. Sie malte die verschiedensten Rassen: Perserkatzen, Abessinier, Türkische Angora und Tonkanesen. Je ausgereifter ihr Stil wurde, desto ehrgeiziger wurde sie. Sie konnte sich stundenlang über einen verpatzten Pinselstrich oder über eine falsche Farbmischung aufregen. Einmal malte sie eine schottische Faltohrkatze, die deshalb schwierig zu malen war, weil ihr Fell kurz, dicht und weich ist. Eine solche Beschaffenheit des Fells ließ sich malerisch nur schwer umsetzen, da es dann schnell so aussah, als habe die Katze kurze schwarze Borsten anstatt weicher Härchen. Als nach einer Woche das Gemälde immer noch nicht fertig war, übermalte Grace kurzerhand das Bild. Statt eines Katzenmotivs versuchte sie nun, einen blauen Himmel zu malen. Doch die schwarze Farbe, die sie für das erste Motiv verwendet hatte, vermischte sich mit der hellblauen Himmelfarbe. Aus dem blauen Himmel wurde schließlich eine große, graue Regenwolke, die trübselig am Horizont entlang zog und irgendwie toxisch wirkte.

Als Grace zwölf Jahre alt wurde, musste sie den ganzen Tag zuhause verbringen. In den Nachrichten war von einer großen, grauen Wolke die Rede, die über ganz Deutschland hinweg zog und die Menschen

krank machte. Grace verbrachte den Tag damit, in den Himmel zu gucken, und nach der grauen Wolke Ausschau zu halten. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien und der Himmel war fast wolkenlos. Vögel flogen vergnügt umher und zwitscherten so vergnügt, dass es eine reine Freude war ihnen zuzuhören. Dennoch baten Graces Eltern sie unablässig, alle Fenster zu verschließen und auf keinen Fall nach draußen zu gehen.

„Aber dann kann ich die Vögel nicht mehr hören“.

„Wenn du jetzt raus gehst“, meinte der Vater, „wirst du vielleicht nie wieder etwas hören können“.

Graces Mutter schaute den Vater darauf skeptisch und leicht entnervt an.

„Verschreck das Kind nicht so“, sagte sie. „Du musst immer alles so dramatisieren. Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme“.

„Wann kommt die graue Wolke?“, fragte Grace.

„Die Wolke ist nicht wirklich grau“, sagte der Vater. „Das sagen die Leute nur, damit wir ihre Gefährlichkeit besser verstehen. In Wirklichkeit ist die Wolke unsichtbar. Wer weiß, vielleicht schwebt die Wolke schon über unseren Köpfen, jetzt, in diesem Moment“.

Grace bekam eine Gänsehaut. Sie schaute in den blauen Himmel, der so friedfertig und fröhlich wirkte, und glaubte nun tatsächlich, so etwas wie eine Bedrohung zu verspüren. Sie fühlte, wie der Himmel sie betrog, wie er versuchte, sie mit seinen bunten Farben und seinem strahlenden Lachen zu täuschen.

„Du täuschst mich nicht“, sagte Grace herausfordernd in den Himmel. „Ich weiß, wer du wirklich bist“.

Im Jahr darauf wurde Grace plötzlich krank. Zuerst muteten alle ihre Symptome wie eine harmlose Grippe an. Doch als Grace insgesamt zwei Wochen mit Fieber und Schüttelfrost im Bett gelegen hatte, wurde Graces Mutter unruhig.

„Wir müssen sie ins Krankenhaus bringen“, sagte sie.

Der Vater, unschlüssig darüber, was zu tun war, meldete zuerst Bedenken an, lenkte schließlich aber ein.

„Vielleicht ist es das Beste!“. Er war sich relativ sicher, dass es nichts Ernstes war. Was einen nicht tötete, so glaubte er, machte einen hart.

In der Notfallambulanz des Krankenhauses nahm man Graces Fall auch nicht besonders ernst. Es waren zu wenige schwerwiegende Symptome, um eine schnelle und bevorzugte Behandlung zu rechtfertigen. Grace musste zwei Stunden in einer Sitzecke der Notfallambulanz ausharren, bevor eine Ärztin sie mit ihrer Mutter in den Behandlungsraum bat.

„Wo tut es dir denn weh, Kleine?“, fragte die Ärztin.

„Im Kopf“, erwiderte Grace.

Die Ärztin fühlte Graces Stirn und nickte.

„Du hast ein bisschen Fieber“.

Dann, zu Graces Mutter gewandt, sagte sie, dass sie ein Blutbild und eine Generaluntersuchung machen wolle. Graces Mutter gab ihr Einverständnis.

„Tun sie das!“, sagte sie.

Grace und ihre Mutter kehrten nach der Blutabnahme in die Sitzecke der Ambulanz zurück. Sie sahen, wie ein blutender Mann auf einer Tragbahre hineingeschoben wurde. Sie sahen, wie eine verstört wirkende Frau mit einem dicken Bauch im Eingangsflur zusammenbrach. Sie sahen, wie ein kleiner Säugling auf den Armen seines Vaters herein getragen wurde. „Er atmet nicht mehr“, schrie der Vater. Dann wurden sie wieder in das Behandlungszimmer der Ärztin gerufen.

„Das Blutbild lässt keine genaue Schlussfolgerung zu“, sagte die Ärztin zögerlich. „Es passt zu keinem bekannten Krankheitsbild. Alles, was ich sagen kann, ist, dass Grace eine erhöhte Anzahl von weißen Blutkörperchen aufweist. Außerdem ist ein Anstieg von Glukocortikoiden und eine gleichzeitige Reduktion der Lymphozytenpopulation zu verzeichnen. Aber das zusammen ergibt, wie schon gesagt,

kein eindeutiges Krankheitsbild“.

„Was sollen wir also tun?“, fragte Graces Mutter.

Die Ärztin zuckte mit den Schultern.

„Warten“, sagte sie.

Grace und ihre Mutter fuhren wieder nach Hause. In den folgenden Tagen ging es Grace etwas besser. Das Fieber ließ nach und Grace begann wieder, zu malen. Der Vater, erleichtert über ihre Genesung, kaufte ihr eine Leinwand, die fünf- bis sechsmal so groß war wie die Leinwände, die Grace vorher bemalt hatte. Grace freute sich.

„Ich werde die Katzen aus *Daefelia* malen“, sagte sie stolz.

Übereifrig machte sie sich ans Werk. Da Sommerferien waren, stand Grace jeden Morgen um acht Uhr auf und malte emsig an ihrem *opus magnum*. Sehr bald schon hatte sie Felicia, die Katzenheldin aus *Daefelia*, fertig gemalt. Auch die anderen Figuren aus dem Film fanden einen Platz auf der Leinwand. Als Graces Vater nach Wochen einmal in ihr Zimmer kam, fiel es ihm nicht schwer, das Gemälde seiner Tochter zu bewundern.

„Man mag kaum glauben, dass du erst vierzehn bist“, sagte er erstaunt. „Du malst mit einer Liebe fürs Detail, das ist unglaublich“.

Grace lächelte.

„Ist das Gemälde denn fertig?“, fragte der Vater weiter. „In der Mitte ist noch Platz. Was kommt denn da für eine Katze hin?“

Grace schaute auf die Leinwand. Sie hatte insgesamt sechs Katzen gemalt, die alle in einem Kreis saßen. In der Mitte der Leinwand war noch eine große, weiße Stelle, die noch nicht mit Öl bearbeitet worden war.

„Das ist mein Platz“, sagte Grace.

Im August desselben Jahres fuhr Grace mit ihren Eltern zu einem amerikanischen Freund ihrer Mutter. Sie fuhren ungefähr zwei Stunden mit dem Zug, dann kamen sie an einem Bahnhof an, an dem der Freund der Mutter sie abholte. Er war Soldat und sprach mit einem komischen Akzent, den Grace vorher noch nie gehört hatte.

„And you’ve got to be Grace“, sagte er. „I’ve heard a lot about you“.

Gemeinsam mit dem amerikanischen Soldaten fuhren sie zu der *air base*. Es war ein sonniger Tag und viele, viele Menschen befanden sich auf dem amerikanischen Militärgelände.

„Today’s a very special day“, sagte der Amerikaner. „There’s gonna be an air show“.

Und tatsächlich, als sie auf dem Flughafengelände der Kaserne ankamen, sah Grace viele Flugzeuge, vor allem Jets. Menschen liefen um diese Maschinen herum, kletterten in das Cockpit und sprachen mit den Piloten.

Dann begann die Show. Die vielen Menschen verteilten sich auf die Tribünen, oder stellten sich in sicherer Entfernung zu der Rollbahn auf die grünen Wiesen. Da der amerikanische Freund von Graces Mutter im Tower arbeitete, durften Grace und ihre Eltern sich das Spektakel von dort anschauen. So hatten sie eine gute Sicht auf das Spektakel.

„The Italians are the best“, sagte der Amerikaner. „It’s their turn now“.

Grace sah zehn italienische Düsenjets in den Himmel steigen. Zuerst flogen sie in Pyramidenformation über den Köpfen der Zuschauer hinweg. Aus ihren Düsen kamen die Farben Grün, Rot und Weiß, die Farben der italienischen Nationalflagge. Dann stiegen die zehn Düsenjets senkrecht in den Himmel. Als sie eine gute Höhe erreicht hatten, scherten fünf Jets nach links aus und vier nach rechts. Ein einzelner Jet flog in einem Bogen nach unten. Grace sah, wie die Flugbahn der Jets ein Herz formte. Langsam schloss

sich das Herz an dem Punkt, an dem alle Jets wieder zusammentreffen sollten.

Dann sah Grace wie der einzelne Jet mit zwei Jets in der Luft zusammenstieß und wie ein Düsenjet in einem riesigen Feuerball in die Zuschauermenge raste. Eine unglaubliche Hitze entwickelte sich und drang selbst zu ihnen durch das dicke Glas im Tower durch.

Für eine Minute schien die Zeit stillzustehen. Obwohl ein riesiger Feuerball die Menschenmenge auf dem Rollfeld unter sich begrub, hinderte ein lähmendes Entsetzen die Menschen im Tower daran, zu handeln. Grace, die nicht sogleich verstand, dass dort unten Menschen starben, fand das gigantische Feuer unbeschreiblich schön.

Um die Rettungsarbeiten nicht zu behindern verließen Grace und ihre Eltern die air base. Als sie wieder zurück in Heidelberg waren, liefen im Fernsehen die Bilder der Katastrophe. Über sechzig Menschen waren bei lebendigem Leib verbrannt. Mit dem Himmel hatte etwas nicht gestimmt, dachte Grace.

Eine gute Woche später wurde Grace wieder krank. Die Symptome waren die gleichen wie beim ersten Mal, mit der Ausnahme, dass sie dieses Mal stärker ausgeprägt waren. Vor allem morgens, also kurz nach dem Aufstehen, lag Grace jedes Mal erschöpft in ihrem Bett. So, als hätte sie die Nacht nicht im Bett verbracht.

„Meine arme Grace“, sagte die Mutter.

„Es geht mir gar nicht so schlecht“, protestierte Grace. „Ich fühle mich viel leichter als sonst. Mir ist nur ein bisschen heiß“.

Grace litt jedoch nicht nur an Fieber, sondern auch an Appetitlosigkeit. Sie stand zwar auf und lief herum, aber sie wirkte dabei sehr gebrechlich. Graces Mutter machte sich ernsthaft Sorgen.

„Wir müssen wieder ins Krankenhaus“, sagte sie.

„Noch nicht!“, erwiderte Grace. „Ich möchte noch eine Nacht hier bleiben“.

Graces Mutter lenkte nach reiflicher Überlegung ein. Sie sorgte sich um ihre Tochter, aber das Fieber war noch nicht lebensbedrohlich. Außerdem war das Fieber beim letzten Mal auch quasi über Nacht verschwunden.

Bevor Grace in ihrem Zimmer das Licht ausmachte, bat sie ihre Mutter, die Leinwand mit den Katzen aus *Daefelia* in ihr Zimmer zu stellen. Graces Mutter tat ihr den Gefallen. Sie lehnte die übergroße Leinwand vor den Schrank, so dass Grace sich nicht bewegen musste, um sich ihr Gemälde anzusehen.

„Da ist mein Platz“, sagte Grace und zeigte auf den weißen, unbehandelten Fleck im Gemälde.

Graces Mutter lächelte gequält. „Dein Platz ist hier. Hier bei uns. Du kannst weiter malen, wenn es dir wieder besser geht“.

Die Nacht über blieb es ruhig. Graces Mutter horchte mehrere Male in die nächtliche Stille hinein, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Die Stille beunruhigte sie ein wenig und sie fühlte sich ein bisschen in die Zeit zurück versetzt, als Grace noch ein Baby gewesen war. Damals hatte sie die große Stille auch als trügerisch empfunden, und war in Graces Zimmer gegangen, um nach ihr zu sehen. Aber jedes Mal hatte sie nur eine friedlich schlummernde Grace vorgefunden. In der Gewissheit, dass es diesmal nicht anders war, blieb Graces Mutter im Bett liegen, und versuchte, einzuschlafen.

Um sieben Uhr in der Früh wurde Graces Mutter von einem lauten Schrei wach. Sie sprang aus dem Bett und stürzte in Graces Zimmer. Doch Grace lag ruhig und zufrieden in ihrem Bett.

„Hast du so geschrien?“, fragte Graces Mutter.

Grace zeigte auf die Leinwand.

„Die Katzen waren es. Sie haben nichts mehr zu trinken.“

Graces Mutter fühlte die Stirn ihrer Tochter. Sie war kochend heiß.

„Kind, du glühst ja“, sagte die Mutter. „Du musst ins Krankenhaus“.

Sie fuhren ohne Umschweife los.

Im Krankenhaus wurden sie wiederum nicht sofort drangenommen, da eine Assistenzärztin beschied, dass Grace nicht als dringender Fall zu bewerten sei. Graces Mutter machte eine fürchterliche Szene, aber es half alles nichts. Sie mussten warten.

Als sie schließlich an der Reihe waren, fiel der behandelnden Ärztin erneut nichts Besseres ein, als ein Blutbild zu machen. Nach einer dreiviertel Stunde lagen die Ergebnisse vor.

„Ihrem Kind fehlt eigentlich nichts“, sagte die Ärztin. „Alle Blutwerte sind normal. Außer der Anzahl von weißen Blutkörperchen. Darüber hinaus ist ein Anstieg von Glukocortikoiden und eine gleichzeitige Reduktion der Lymphozytenpopulation zu verzeichnen, was aber keine lebensbedrohlichen Symptome sind. Es sind ungewöhnliche Werte, das ist alles.“

Als die Ärztin erneut vorschlug, Grace wieder mit nach Hause zu nehmen und abzuwarten, protestierte Graces Mutter.

„Das werde ich nicht tun. Ganz gleich, was sie sagen, mein Kind ist krank. Ich bin die Mutter, und ich fühle, dass mein Kind etwas hat! Ich verlange, dass mein Kind zur Beobachtung hier bleibt.“

Die Ärztin versuchte eine kurze Weile, die Mutter vom Gegenteil zu überzeugen, merkte aber bald, dass an der Entschlossenheit der Mutter nicht zu rütteln war. Nach kurzem Zögern rief die Ärztin also in der Kinderstation an, befahl die Oberschwester in die Ambulanz und trug ihr auf, sich um Grace zu kümmern und sie in ein Einzelzimmer zu verfrachten. Graces Mutter bedankte sich.

Eine knappe halbe Stunde später lag Grace in einem Bett auf der Kinderstation. Die Oberschwester maß ihr Fieber und gab ihr ein Medikament.

„Das ist ein Sedativ“, sagte sie. „Damit schläfst du besser“.

Graces Mutter gab ihrer Tochter einen Kuss auf die Stirn, drückte ihre Hand und verabschiedete sich.

„Ich komme morgen wieder“, sagte sie.

„Mach dir keine Sorgen, Mama“, sagte Grace. „Wir werden uns wieder sehen“.

Als Graces Mutter nach Hause kam, fand sie ihren Ehemann vor dem Fernseher. Er schaute eine Reportage über die STS-26, die erste amerikanische Space-Shuttle Mission nach der Challenger Katastrophe von 1986. Sie sollte am folgenden Tag starten. In der Reportage erklärte ein Fachmann der NASA gerade die Auswirkungen von Schwerelosigkeit auf Astronauten. Er redete von leichtem Fieber, einer erhöhten Anzahl von weißen Blutkörperchen und einer rapiden Abnahme der Lymphozytenpopulation. Immer wieder zeigten sie die Bilder von der Challenger, die zwei Jahre zuvor dreiundsiebzig Sekunden nach dem Start explodiert war. Als Graces Vater seine Frau erblickte, schaute er sie fragend an.

„Wo ist Grace?“, sagte er.

„Sie bleibt über Nacht im Krankenhaus. Zur Beobachtung“, sagte Graces Mutter.

„Es wird schon nichts Schlimmes sein“, versuchte Graces Vater zu beruhigen.

Sie gingen zeitig zu Bett. Graces Mutter fiel erschöpft und gottergeben ins Bett. Sie schlief sofort ein und wachte erst am nächsten Morgen wieder auf.

Als sie aufwachte, tastete sie nach ihrem Mann. Doch das Laken neben ihr war zurückgeschlagen. Ihr Mann war schon aufgestanden. Während die Mutter sich aufrichtete und sich den Schlaf aus den Augen rieb, hörte sie plötzlich einen lauten Schrei. Sie wusste augenblicklich, dass es ihr Mann war, der geschrien hatte.

Hastig lief sie in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Sie vermutete die Quelle in der Nähe von Graces Zimmer. Als sie dort ankam, sah sie ihren Mann im Zimmer stehen. Er hatte die Hand vor

dem Mund und in seinen Augen spiegelte sich das blanke Entsetzen.

„Was ist los?“, fragte Graces Mutter.

Statt einer Antwort hob Graces Vater nur die Hand. Er zeigte auf die Schranktür, an der die Leinwand gelehnt war, die Grace in letzter Zeit so fiebrig bearbeitet hatte. Graces Mutter schaute in Richtung des Gemäldes. Auch sie bekam einen Schock.

Auf dem Gemälde waren sechs Katzen. Alle sechs Katzen hatten ihre Krallen ausgefahren und waren dabei, wie große Raubkatzen einen jungen Menschen zu reißen. Zwei der sechs Katzen hatten dem Menschen schon große, klaffende Wunden beigefügt, und leckten begierig das aus dieser Wunde hervor sprudelnde Blut. Der junge Mensch aber schien keine Schmerzen zu empfinden. Im Gegenteil, es schien, als ob die Katzen die stillschweigende Erlaubnis hatten, dem Menschen wie Egel das Blut abzusaugen.

„Das ist Grace“, schrie die Mutter entsetzt. „Das ist Grace“.

Im gleichen Moment klingelte das Telefon. Es schrillte in lautem Ton durch die ganze Wohnung.

„Das muss das Krankenhaus sein“, sagte der Vater geistesgegenwärtig.

Michael P. - Bruno Schulz

Bruno Schulz drückt die Sache so aus: *Das Unwirkliche ist das, was man untereinander nicht teilen kann. Was auch immer aus dieser Gemeinsamkeit herausfällt, das fällt aus dem Kreis menschlicher Angelegenheiten, geht über die Grenzen des menschlichen Theaters, über die Grenzen der Literatur hinaus.*

Das Problem mit Bruno Schulz ist: jeder weiß, dass er ein Genie ist, jeder spricht über seinen enormen Einfluss, kommt es aber hart auf hart, bleiben diese Aussagen auf Banalitäten beschränkt, als wäre das Maß dichterischer Größe abhängig von einer Gemeinschaft populärer Entscheidungen. Auf der anderen Seite ist das auch nicht sonderlich überraschend.

Schulz überfällt den Leser von der ersten Seite an und erlaubt ihm nicht, ein einziges Mal innezuhalten, erlaubt ihm nicht, seine Gedanken zu sammeln. Seine Niederträchtigkeit liegt in der Tatsache, dass er jeder Übersetzung widersteht, uns aber dazu ermutigt, zu imitieren, zu paraphrasieren und zu fälschen. Es ist einfacher in Schulz' Sprache zu sprechen als über Schulz zu sprechen. Lesen wir einen einzelnen Absatz, wissen wir sofort, *das ist Schulz*, obwohl wir nicht wissen, was wir über den gelesenen Absatz sonst noch sagen könnten.

Bruno Schulz ist ein Magier, der mit der Exaktheit einer Traumsprache hantiert, ein geistiger Bruder Kafkas, mit dem er überraschende Lebensmomente teilt. Kafkas Texte sind Bleikristalle, während Schulz eine lyrische Phantastik schreibt, die dem Surrealismus und dem Expressionismus noch näher kommt. Die Vernichtung des Individuums aufgrund der Gleichschaltung durch die Massenindustrie sah er voraus. Ein Entkommen durch den Traum ist, wie wir heute wissen, unmöglich. Aber es gibt eine Schönheit des Zerfalls, die tröstlich ist. Scheitern, Vergeblichkeit - sind schließlich die Dinge, die wir haben.

Bruno Schulz wurde in Drohobycz, das heute in der Ukraine liegt, in eine jüdische Familie hineingeboren. Die Gegend war damals Teil des österreichischen Kaiserreichs. Sein Vater besaß ein Stoff- und Kleidergeschäft, überließ die Leitung aber seiner Frau, weil es mit seiner Gesundheit nicht zum Besten stand.

Schulz studierte Architektur an der Universität Lemberg und Bildende Kunst in Wien, spezialisiert auf Lithographie und Zeichnung. Nach der Rückkehr in seine Heimatstadt arbeitete er von 1924 bis 1939 als Kunstlehrer in der lokalen Turnhalle. Einer seiner Schüler erinnerte sich später daran, dass Schulz eine sehr merkwürdige Erscheinung besaß und man hinter seinem Rücken über ihn lachte. Er trug stets eine Flanell-Jacke und einen Schal um den Hals. Nachdem sein Freund Wladyslaw Riff an Tuberkulose starb, hörte er über Jahre hinaus auf, Prosa zu schreiben. Als die Kammer von Riff desinfiziert wurde, verbrannte man auch gleich alle Manuskripte und Briefe von Schulz, die dort gelagert waren.

Schulz startete seine literarische Karriere erst in den 1930ern. Seine Rezensionen erschienen in der Literaturzeitschrift "Wiadomosci Literackie" und er korrespondierte mit den polnischen Avantgardisten Witold Gombrowicz und Stanislaw Ignacy Witkiewicz, begab sich aber nie in literarische Kreise. Mitte der 30er verbrachte er Zeit in Warschau und Paris, stand in regem Kontakt mit der Dichterin Deboah Vogel und anderen Frauen, heiratete aber nie.

1939 erhielt er den Goldenen Lorbeer der polnischen Akademie für Literatur. Als 1939 Deutschland Polen überfiel und der Rest des Landes von der Sowjetunion besetzt wurde, lebte Schulz im von der Roten Armee okkupierten Gebiet, bis die Nazis auch die UdSSR angriffen und der braune Fäzes Drohobycz besetzte.

1942 wurde Schulz auf offener Straße von den Nazis erschossen.

Die Kurzgeschichtensammlung "Der Zimtladen" (1934), gefolgt von "Das Sanatorium zur Sanduhr" (1937) begründeten den Ruhm, den Schulz bis heute weltweit genießt.

In seinen Geschichten entwirft Schulz eine mystische Kindheit, gepaart mit autobiographischen und fantastischen Elementen. Das Artifielle dieser Prosa ist außerordentlich und spielt mit dem Ungesagten. Eine herkömmliche Entwicklung von Handlung und dergleichen gibt es nicht. Die Welt des Bruno Schulz folgt ihrer eigenen Logik, die Metamorphose ist ihr großes Thema.

Matthew J. Barbour - Ausgetragen

Übersetzt von Michael Perkampus

Sie war kurz davor zu platzen. *Im neunten Monat schwanger mit Zwillingen?* fragte ich mich. Sie watschelte zu mir herüber in High Heels, mit einem Tube Top und Minirock bekleidet. Ihr blondes Haar war fettig und ihr Gesicht gezeichnet von Pockennarben, Akne oder etwas in der Art. Ich konnte es nicht eindeutig sagen. Das Schlimmste aber war der Geruch, eine Mischung aus billigem Schnaps und Zigaretten. "Hey, Süßer, hast du Lust auf Party?"

Ein Teil von mir wollte nein sagen, aber der Drang war zu stark. Ich unterzog sie einer näheren Betrachtung. Ihre Titten waren nicht schlecht, Größe C vielleicht. Einen schönen runden Arsch hatte sie ebenfalls. Ich war schon immer der Arsch-Typ. Ich dachte mir, so lange ich ihr nicht ins Gesicht sehen musste, käme ich zurecht. "Wie viel?"

Sie lächelte. Es war aufschlussreich, denn ich entdeckte dadurch, dass ihr zwei Schneidezähne fehlten. "Wieviel hast du?"

Während ich mir vornahm, ihr jeden Preis zu bezahlen, dachte ich an das Springmesser in meiner Tasche. Ich erwiderte ihr Lächeln. "Fünfundzwanzig? Hundert, wenn ich ihn dir in den Arsch stecken darf."

"Klingt nach 'ner menge Spaß," sagte sie. Dann gab sie mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Es brauchte nicht lange, bis ich merkte, dass sie mich in eine Gasse führte. Billige Arsch-Huren haben für gewöhnlich kein Hotelzimmer. Wenn ich darüber nachdachte, war eine Gasse wahrscheinlich besser für das, was ich vorhatte, solange uns niemand bemerkte.

Sie führte mich zu den etwas entfernten Nischen der Seitenstraße, vorbei an einem Müllcontainer, der übervoll mit nicht näher zu erkennenden schwarzen Säcken war. Zu beiden Seiten säumte uns ein hohes Backsteingebäude und nur der schwache Schein einer Straßenlaterne drang zu uns herüber. *Perfekt*, dachte ich mir. Die Hure sah mich erwartungsvoll an und öffnete die Hand, in die ich ihr das Geld legen sollte. Ich griff bereits nach meinem Messer, aber dann fiel mir ein, dass ich ja erst meinen Spaß haben wollte. Also zog ich meine Brieftasche heraus und bezahlte die Nutte in Zwanzigern.

Sie zählte das Geld nach und ließ es in ihrem Tube Top verschwinden. Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um zur Wand und hob ihren Rock. Die Hure trug keinen Schlüpfer und ihrer Fotze sah man an, dass sie schon bessere Tage gesehen hatte. Das Ding war das gleiche Durcheinander an Wunden wie ihr Gesicht. Vielleicht hätte ich an dieser Stelle aufhören sollen, um zu tun, warum ich überhaupt da war, aber der Punkt war überschritten, mein Schwanz wollte seine Erlösung.

Also öffnete ich meinen Reißverschluss und streifte mir ein Kondom über. Es war eines von der vorgeschmierten Sorte, "gerippt für ihren Genuss". Der Gedanke machte mich leise kichern.

Ich positionierte meinen Schwanz an ihrem Schließmuskel und schob ihn rein. Das ging ohne jeden Widerstand. Falls sie Schmerz dabei empfinden sollte, so ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Ich entspannte mich. Als ich auf meinen Schwanz runterblickte, bemerkte ich die Scheiße, die aus ihrem Arsch kam und sich am Kondom festhielt. Senffarben. Offensichtlich ernährte sich die Hure nicht ordentlich. Womöglich nur von Crack und Pillen, dachte ich.

Ich stieß härter und bössartiger. Ich wollte, das sie schrie, heulte oder grunzte. Stattdessen sprach sie in diesem aufgesetzten Ton. "Das ist es, Liebling!"

Ich begann damit, ernsthafter zu stoßen. Ich schob meinen Schwanz so weit in ihren Arsch, wie es ging, bewegte mich schneller und härter, mit meiner ganzen Wucht. Die ganze Zeit über machte sie die Bewegungen einfach mit.

Ich hob meine linke Hand und packte ein Büschel ihrer Haare. Ich zog ihren Kopf so hart wie ich konnte zurück und schlug ihr Gesicht gegen die raue Oberfläche des Gebäudes. Ihre Stirn und ihre Wange schabten an der Oberfläche entlang und hinterließen ein blutiges Rinnsal. Dennoch schrie sie nicht vor Schmerz. Die Schlampe lächelte sogar.

"Gott, bist du gut!" rief sie mir zu.

Wenn sie es hart brauchte, dann wollte ich es ihr so hart geben, wie sie es noch niemals bekommen hatte. Mit der freien Hand griff ich nach vorne und packte nach einer Brustwarze. Ich zog mit aller Kraft an der Titte, versuchte sie abzureißen. Weißes, dickflüssiges Zeug bedeckte meine Finger. Die Schlampe sonderte Unmengen von Milch ab. Die Flüssigkeit war dafür verantwortlich, dass ich meinen Halt verlor und meine Hand zu ihrem Bauch runter rutschte. Ich konnte die Tritte ihres ungeborenen Kindes spüren. Instinktiv schlug ich zurück. Die Hure stöhnte, nicht im Schmerz, sondern aus Verzückung.

"Verflucht, schlag mich!" sagte sie.

Ich fühlte mich verpflichtet, knallte meine Faust in ihren geschwollenen Bauch, als wäre er eine Blase, die ich zum Platzen bringen wollte. Das schien sie zu begeistern. Sie schob sich zurück auf meinen Schwanz und führte so heftige Stöße aus, wie ich es niemals von ihr erwartet hätte. Ich wiederholte meine Tätlichkeit. Die Hure begann zu zittern. Ich konnte es nicht fassen, aber sie hatte einen Orgasmus. Ihr Körper zuckte heftig und ich spürte, wie meine Jeans nass wurden. Zuerst dachte ich, sie würde mich anpissen, aber was da aus ihr heraus lief, hörte nicht mehr auf. Ich wich von ihrem Arsch zurück. Die Flüssigkeit, die zwischen ihren Beinen hervor sprudelte war schwarz und olivgrün. Sie spuckte zwischen ihren geschwollenen Mösenlappen hervor. *Das ist keine Pisse*, sagte ich mir, *aber das da kann auch unmöglich Fruchtwasser sein!*

Es roch nach verfaulten Eiern - und zwar ziemlich stark. Ich bin stolz auf meinen starken Magen. Den benötigt man, wenn man Dinge tut, die ich tue, aber das hier machte mich sterbenselend.

Als ich hinsah, vergoss sie das Zeug noch immer auf dem Bürgersteig, aber es wurde weniger und ebte ab zu einem Rinnsal. Etwas in meinem Kopf sagte mir, *nimm das Messer und mach die Schlampe fertig, beende es*. Mittlerweile war mein Schwanz sowieso schlaff geworden. Ich griff in meine Tasche. Ich zog das Springmesser und ließ die Klinge herausschnellen. Meine Hand zitterte. Es gelang mir, zu stottern.

"Ich werde dich aufschlitzen."

Ob die Hure mich hörte, kann ich nicht sagen. Sie ging in die Hocke und presste. Irgendein Klumpen tauchte aus ihrer Möse auf. Mit einem dumpfen Schlag fiel es zu Boden. Vielleicht war es ein Baby. Es war dunkel. Ich konnte es wirklich nicht gut erkennen. Es sah nicht aus wie irgendein Kind, das ich je gesehen hatte. Was immer es auch war, es zappelte. Es war am Leben.

"Da bist du ja!" rief die Nutte in äußerster Freude. Sie hob den Klumpen vom Boden auf. Auf ihrem Gesicht prangte das stolze Lächeln einer frischgebackenen Mutter. Ich ließ das Messer fallen und rannte los.

ENDE

Michael P. - Anna Kavans Bazooka

Anna Kavans unverkennbarer, markanter Stil wurde von so unterschiedlichen Autoren wie Brian Aldiss, J.G. Ballard, Doris Lessing und Anais Nin bewundert.

Sie wurde als "Helen Woods" in Cannes, Frankreich am 10 April, 1901 als Tochter wohlhabender Britischer Auswanderer geboren. Anna verbrachte ihre Kindheit in verschiedenen Europäischen Ländern, in Kalifornien und England. Sie heiratete Donald Ferguson und lebte eine geraume Zeit in Burma. Die Ehe scheiterte, aber es war dies die Zeit, in der sie mit dem Schreiben begann.

Anna Kavan heiratete noch einmal. Aufzeichnungen über diese zweite Ehe existieren nicht. Erneut lebte sie in verschiedenen Europäischen Ländern, bevor sie sich in England niederließ. Es erschienen in dieser Zeit einige Bücher von ihr, die sie unter dem Namen Helen Ferguson veröffentlichte. Zunächst waren das noch traditionelle Erzählwerke. Erst später entwickelte sie ihren einzigartigen und anspruchsvollen Stil.

Um 1926 nahm sie immer öfter Heroin zu sich, um die Zeit ihres Lebens auftretenden, teils schweren Depressionen in Schach zu halten. Ihre anhaltende psychische Erkrankung, wie auch die Veränderung ihres Schreibstils, waren das Ergebnis eines Zusammenbruchs. Nach diesem änderte sie ebenfalls ihr Äußeres und ihren Lebenswandel radikal. Das führte schließlich zum Namen Anna Kavan, einer Figur aus ihrem Roman "Let Me Alone", mit der sie sich identifizierte. Mehrere Male versuchte sie den Entzug, wurde aber wieder und wieder rückfällig. Sie nannte die Heroinspritze ihre "Bazooka". Selbst während ihrer depressiven Episoden hielt sie am Schreiben fest. Die Zeiten ihrer akuten Phasen verbrachte sie in Kliniken in der Schweiz oder in England. Dort sammelte sie auch Material für ein Werk, das in einer Klinik spielen sollte. Neben ihrer Schriftstellerei brachte sie es in London zu einigen Ausstellungen ihrer Gemälde.

Zeit ihres Lebens blieb sie eine schwierige Person. Je näher ihr Ende rückte, desto mehr zog sie sich zurück. Dennoch besaß sie einen kleinen Freundeskreis, der ihre Probleme und ihr exzentrisches Verhalten wohlwollend übersah. Sie starb, nachdem sie mehreren Selbstmordversuche überlebt hatte am 5. Dezember 1968 an Herzversagen. Ihr bekanntest Roman ist "Ice".

Auszüge aus: Anna Kavan, *Julia & the Bazooka*, 1970 (Julia und die Bazooka. Novellen und Erzählungen)

Übersetzt von Michael Perkampus

Der Verkehr brüllt, bellt, schleudert sich selbst in einer reißenden Woge in die Schlacht - Autos schlagen wie urzeitliche Monster um sich. Manche haben das Grinsen teuflischer Lust in ihren böartigen, rudimentären Gesichtern stehen, Schadenfreude über zukünftige Opfer. Sie ahnen den Moment voraus, in dem ihr mörderisches Gewicht, bestehend aus hartem Schwermetall, weiches, verletzliches, schutzloses Fleisch zerreißt, es zu einem Brei anrührt, in dünnen Schichten über die Fahrbahn verteilt, eine tückische, rutschige Fläche anrichtet, auf der andere Autos im Kreis schleudern, ihre Reifen mit den Wurstspalten aus Gedärm verheddert, das aus dem ganzen Schlamassel platzt. Plötzlich merke ich, dass ein Auto mich als Beute ausgewählt hat und auf direktem Wege durch das Chaos auf mich zusteuert. (p.5)

Da das Universum nur in meinem Kopf existiert, muss ich selbst diesen Ort erschaffen haben, abscheulich und verdorben, wie er ist. (p.8)

Während ich ihn beobachtete, atmete ich die ganze Zeit über seinen natürlichen Geruch ein, den wilden urzeitlichen Duft von Sonnenschein, Freiheit, Mond und zerkleinerten Blättern, kombiniert mit der kühlen Frische fleckiger Tierhaut, noch klamm von der mitternächtlichen Feuchtigkeit der Dschungelpflanzen. (p.11)

Der Vorfall wurde übermäßig verlängert. Das merkwürdiges Katzengeschrei hörte nicht mehr auf, und undeutliche Formen brachen daraus hervor. Als es endlich vorbei war, fuhr ich weiter, als wäre nichts geschehen. Es war ja auch nichts geschehen, wirklich nicht. (p.22)

Alles ging weiter und weiter: der Nebel, der Scheibenwischer, meine Fahrt. Es war so, als wüsste ich nicht, wie man das Auto anhielt, und als müsste ich so lange weiter fahren, bis der Tank leer wäre, oder bis alle Wege zu ihrem Ende kommen würden.(p.22)

Alles, was ich wollte, war, dass alles so weiterging wie bisher, so dass ich in tiefem Schlaf verbleiben konnte, und nicht mehr wäre als ein Loch im Raum, weder hier noch sonstwo, so lange wie möglich, am liebsten für immer. (p.29)

Weiß, still, heiter und kühl, um mich an die unnahbaren, makellosen, schneebedeckten Berge zu erinnern; Rot für den Kontrast, für Liebe und Rosen, für Gefahr, Gewalt, Blut. (p.30)

Unglück türmt sich über ihnen auf wie ein Kreis vereister Berge, die unerbittlich näher rücken. (p.49)

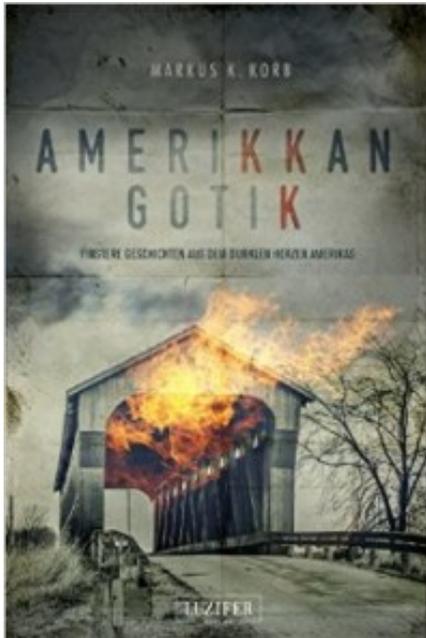
Ich wusste, dass sie es getan hatten, also muss ich sie gehört und gefühlt haben, aber es war in einem anderen Raum geschehen und betraf mich nicht. Ich würde nicht zurück kommen, und es gab nichts, was sie dagegen tun konnten. (p.76)

"Eine Person ist entweder hier oder sie ist nicht hier, stimmt's? Und wenn sie nicht hier ist, dann muss sie woanders sein, was bedeutet, sie ist verschwunden..." (p.77)

Schneebedeckte Gipfel ragen überall in den Himmel, bleich wie Phantome in der Nacht, breite, körperlose Geisterschatten, größer als das Leben. Sie fließen in leuchtender Blässe, die Sichel des Mondes gleitet zwischen sie. Fahre ich oder träume ich? Traumhaft sind diese kolossalen, fantastischen Berge, unnahbar wie Götter. Traumhaft dieser aus dem Himmel fallende Mond. Eine endlose Traumstraße, stets spiralförmig nach oben. Alptraumstraße, stets am Rande schwindelnder Abgründe, eines Messers Schneide, die sich immer steiler und schärfer nach oben dreht. Soll ich überhaupt zur nächsten Biegung gelangen? (p.100)

Die Scheinwerfer werfen erneut ihr Streulicht von sich, stechen vorwärts, verwandeln sich in einen Gegenstand, der etwas aufspießt, etwas ausweidet. Vier Gestalten werden festgenagelt, vier weiße Gesichter, erschreckend nahe. Sie heben sich ab vor dem Hintergrund der taumelnden Berge, weiße Fischgesichter, erstarrt, mit offenen Mündern. Die Luft wird kälter und dunkler, Donnerrollen im Eis; eiskalt von den Anhöhen ausgeatmet wie ein Befehl. Die Vormachtstellung des Hochgebirges macht sich geltend. (p.100-101)

Markus K. Korb - Abels Rückkehr



Für Lilith und Kain hätte der Hochzeitstag der schönste Tag in ihrem Leben sein sollen, doch er endete in einem blutigen Chaos. Dabei hatte alles so wunderbar begonnen: Die Sonne lachte aus einem azurblauen Himmel herab, der sich im gleichfarbenen Meer spiegelte, das ruhig und bedächtig dalag – fast wie ein Spiegel, auf dem die Abbilder von Schäfchenwolken als sanft schimmernde Flecken dahinzogen. Die kleine Kirche auf der Klippe leuchtete weiß im Sonnenschein und weithin schallte der klare Klang der bronzenen Glocke, die zum Kirchengang rief. Für Lilith und Kain hörte es sich an, als würde sie beider Namen in ihrer metallischen Sprache laut bis weit ins Landesinnere von Maine rufen. Die beiden Brautleute standen am Altar, Kain legte seine weiße Hand auf die schwarze seiner zukünftigen Frau und beide versanken mit verträumten Augen im Blick des Gegenübers. Die Gemeinde saß im Chorraum, alle im Festtagszwirn gekleidet. Alle lauschten mit demütig geneigten Häuptionen den salbungsvollen Worten des Pfarrers, der soeben über die Bedeutung des Ehestands sprach. In dem Moment, als er fragte: »Wer etwas gegen die Verbindung der beiden Brautleute vorzubringen habe ...«, geschah es. Das Knallen der aufgestoßenen Türflügel unterbrach ihn, welche gegen die Seitenwände der beiden Beichtstühle links und rechts des Eingangs krachten, wo sie mit ängstlich zitterndem Türblatt still vor sich hin bebten. Alle Köpfe ruckten herum, um zu erkennen, wer sich auf solch ungebührliche Weise Einlass verschaffte und die Hochzeitszeremonie störte. Zunächst konnte man im Gegenlicht des hereinflutenden Tages nichts Genaues sehen, doch als man sich schließlich an die Helle gewöhnt hatte, wünschte sich bei dem grauenvollen Anblick ein jeder im Nachhinein, besser nicht hingesehen zu haben. Aber zu spät. In der Tür stand Abel, gehüllt in eine zerfetzte Robe des Ku-Klux-Klans ... und er war tot. In seinen Haaren hing Seetang, was ihm bis über die Schultern fiel. Die von Fischen ausgeschabten Augenhöhlen dunkelten als schwarze Knopfaugen, bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen und kaum sichtbar in seinem aufgedunsenen Gesicht. Blind wandte er den Kopf nach links und rechts, kippte langsam vornüber und tastete dabei mit vorgestreckten Armen nach den Seitenlehnen der Bänke. Er bekam eine zu fassen und

machte den ersten Schritt hinein in die Kirche.

Die Hochzeitsgesellschaft hielt den Atem an. Nichts war zu hören außer dem asthmatischen Pfeifen der Orgel, die darauf wartete, neu einzusetzen ... und dem feuchten Platsch-Platsch der unbeholfenen Schritte Abels, der wässrige Fußstapfen wie kleine Pfützen auf den Steinboden setzte.

Als der Tote bei den hinteren Reihen vorbeikam, bemerkten die dort Sitzenden den fauligen Fischgeruch, der ihn umwehte. Zudem sahen sie unter dem zerrissenen Hemd, dass sich Aale in das aufgeweichte Muskelfleisch am Rücken der Leiche verbissen hatten und nun wild mit den schwarz glänzenden Schwänzen schlagend umher zuckten. Zudem gewahrte man eine Art in sich verdrehter Seilschlingen, welche der Untote hinter sich herzog und bei denen es sich um dessen Gedärme handelte, die aus einem faustgroßen Loch an seinem Bauch hinuntergeglitten waren und nun von dort zwischen seinen Beinen hindurch bis über die Kirchentreppe ins Freie ragten. Bei jedem Schritt schleiften sie über den Boden und hinterließen blutige Schlieren auf dem Marmor.

Gezwungenermaßen breitbeinig – um nicht auf seine Gedärme zu treten – von links nach rechts tapsend, bewegte sich Abel mühsam voran ... und erreichte die zweitletzte Reihe der Kirchenbänke.

Die dort Sitzenden erinnerten sich schlagartig daran, dass Abel einst ob der Beziehung von Kain und Lilith verzweifelt gewesen war.

Lilith war eine Schwarze und sie liebte Kain, einen Weißen. Kain war Abels Bruder. Und Abel war Mitglied des örtlichen Ku-Klux-Klans. Die Liebe der beiden hatte den Rassisten wahnsinnig werden lassen. Die Menschen des Dorfes sahen ihn sich die Haare raufend durch die Straßen rennen und in gar mancher Sturmnacht, wenn die Blitze den Himmel zerfurchten und die Klippen mit ihrem zuckenden Licht erleuchteten, wollten einige Fischer Abel auf den Klippen kniend gesehen haben, wie er gegen den heulenden Wind anschrillte und sich auf diese Weise vom Herzensleid zu befreien suchte.

Aus der Brust der Leiche erhob sich ein tiefes Stöhnen, das alle Anwesenden mit einem kalten Schauer anflug gleich einem rachsüchtigen Totengeist. Wieder streckte Abel die Arme aus, tastete nach der nächsten Bankreihe und kippte vornüber, just in dem Moment, als sich seine klammen Finger wie dicke Würmer um das Holz krümmten.

Die dort Sitzenden sahen den vorgereckten, unförmigen Kopf mit dem strähnigen Haar, das an einigen Stellen ausgerissen war, wo nun tiefrote Flecken dunkelten und grünliche Verwesung gährte. Die fischartig-aufgeschwemmten Lippen stülpten sich nach vorn und aus der Tiefe der löchrigen Kehle scholl ein Laut durch die Luft, den manche als »Liebe«, andere als »Lilith« wieder andere als »Luder!« interpretierten. Erneut tat Abel einen Schritt, zog die Eingeweide hinter sich her, wandte den geschwollenen Kopf bedächtig nach links und rechts, wiederholte seinen Ruf. Als keine Antwort kam, tastete er nach der nächsten Bankreihe – und fand sie nicht, da er in der Mitte der Kirche beim Kreuzgang angekommen war. Der Tote verlor das Gleichgewicht und krachte mit dem rechten Knie auf den Steinboden, wo er mit gekrümmtem Rücken wie ein in sich zurückgezogener Igel reglos kauern verharrete.

Das war der Moment, als das Chaos ausbrach.

Ein jeder sah die Chance zur Flucht gekommen. Die Letzten waren die Ersten, die es aus der Kirche hinaus schafften. Doch die ganz vorne, die engsten Verwandten der Brautleute, erkannten den Ernst ihrer Lage und bemühten sich daher umso schneller und mit vollem Einsatz ihrer Ellenbogen, die Kirche auf der Klippe zu verlassen.

Es setzte eine Bewegung am Rand des Chorraums ein. Menschen fluteten an der Wand entlang, um möglichst großen Abstand zur Leiche zu haben, die sich eben in der Mitte der Kirche anschickte zum zweiten Male wiederaufzuerstehen. Männer sprangen über Kirchenbänke, traten dabei Frauen und Kindern an die Köpfe, sich abstoßend noch an Fahrt gewinnend. Frauen ließen ihre Kinder im Stich und hüpfen mit wehenden Rockschoßen hinterdrein, kletterten mühsam über die Bänke und brachen sich dabei die Absätze ihrer hochhackigen Schuhe ab.

Und inmitten des wirbelnden Chaos, umtost vom gellenden Schreien der Frauen, vom Brüllen der Männer, dem Heulen der Kinder und dem Wimmern der auf Kirchenbänken zurück gelassenen Säuglinge, stand Abel wie ein Fels in der Brandung. Um ihn herum brauste das lebende Meer aus menschlichen Körpern, was er mit Genugtuung zu betrachten schien, obgleich er keine Augen mehr hatte.

Und sein schiefer Mund, von Langusten angefressene Lippen wie rote Würmer, grinste mit von Krebscheren eingerissenen Mundwinkeln.

Vorn am Altar standen Lilith und Kain. Ihre entgleisten Gesichtszüge in einem Ausdruck des Entsetzens und des Ekels erstarrt, unfähig sich zu bewegen. Der Pfarrer lag mit besudelter Soutane in einer Pfütze seines eigenen Erbrochenen und rührte sich nicht.

Je näher Abel den beiden kam, desto klarer erkannten sie, welcher Art der Gegenstand war, der in dessen Brust steckte. Kain erschauerte. Liliths Blut gefror zu Eis.

Noch undeutlich zu sehen, verdeckt von einem zerrissenen Hemd, das beim Sturz von den Klippen an den scharfen Felsen in Mitleidenschaft gezogen worden war und nun über einer ebenfalls zerfetzten Hose hing, zitterte ein Holzgriff bei jedem Schritt.

Und Lilith erinnerte sich an jenen Abend, an dem sie Abel zum letzten Mal gesehen hatte.

Und Kain erinnerte sich ebenfalls daran.

Und Abel blieb eine Handbreit vor den beiden stehen ... und grinste.

Er öffnete die Lippen und aus seinem löchrigen Schlund ergoss sich ein dickflüssiger Sud, der nach Mageninhalt und Verwesung stank, rann über sein Kinn und triff auf Hemd und Holzstiel, während der Tote blubbernd zu sprechen versuchte. Die Worte versumpften in der morastigen Suppe. Zudem verhinderte das Metall in seiner Lunge die exakte Aussprache.

Lilith und Kain dachten beide das Gleiche:

Wieder war Abel gekommen, hatte ihnen nachgestellt.

Wie damals.

Bei all ihren heimlichen Treffen.

Auf den Klippen.

Sogar bei ihrer Verlobung.

Damals hatte Kain seinen Bruder hinter einem Baumstamm entdeckt, wo er hockend lauschte und heimlich sie beobachtete, gehüllt in eine Robe des Ku-Klux-Klans.

Dann war da die Axt in Kains Händen, gereicht von Lilith, die sie zur Notwehr mitgebracht hatte. Dank des amerikanischen Waffenrechts wäre sogar ein Gewehr möglich gewesen. Aber Lilith besaß keine Flinte und so musste das Beil ausreichen.

Kain holte aus und versenkte die Axt in Abels Brust. Dieser taumelte von der Wucht des Schlages nach hinten ruderte mit den Armen und kippte über den Rand der Klippen ... fiel und verschwand ...

Doch nun war Abel wieder da. Ausgespien vom Meer.

In aller Hässlichkeit.

Und forderte etwas, was niemand akustisch verstand.

Aber Lilith wusste Abhilfe.

Sie packte mit ihren zarten, fein manikürten Händen hart zu. Ihre schwarzen Finger tauchten ein in das zerschlissene Hemd, schlossen sich um den Holzstiel und rissen mit aller Gewalt die Axt aus der Brust des Toten, sodass die Luft mit einem hohlen Ächzen in die zerklüftete Lunge einfuhr und aus der Kehle der Leiche ausfuhr.

Sowohl Lilith als auch Kain konnten sehen, wie stark sich Abel bemühte, wie sehr er etwas sagen wollte, wie sich seine zitternden Lippen bewegten, wie der dicke Fleischlappen von Zunge in der mürben Mundhöhle sich abtat, um Worte zu finden, zu formen und auszusprechen.

Aber ehe das geschah, erreichte die Rückwärtsbewegung von Liliths Armen einen Endpunkt. Hoch

erhoben hatte sie das Beil, von dem Maden auf ihren Hochzeitskranz fielen und begannen in ihren Haaren umher zu kriechen. In Liliths Augen glänzte der Wahnsinn, erreichte ihre zuckenden Mundwinkel und verzog ihre Mimik ins Grotteske.

Schlussendlich entrang sich ihrer Brust ein gewaltiger Schrei, in dem alle Wut, alle Verzweiflung ob der penetranten Art von Abels Rückkehr lag.

Sie setzte den Zorn in eine Vorwärtsbewegung ihrer zarten Arme um und hämmerte die Axt in Abels Schädel.

Tief drang sie ein, spaltete das schwammige Gewebe nahezu gänzlich; der aufgeweichte Knochen knackte vernehmbar.

Ein letztes Mal versuchte Abel zu sprechen, versagte jedoch abermals. Sein Kopf ruckte umher, blind suchend tasteten die weißen Arme mit den fleischigen Fingern in der Luft herum. Der Axtstiel ragte aus dem zerstörten Gesicht. Dann sackte Abel vor dem Altar zusammen und verging in einer Pfütze unsauberer Körperflüssigkeit

Aus:

[Amerikkan Gotik](#)

[Luzifer Verlag](#)

[Erzählband, 244 Seiten, illustriert](#)

[Cover: Michael Schubert](#)

[Klappenbroschur](#)

[€ 12,99, ISBN: 978-3-95835-058-8](#)

Phantastikon

Das Beste der Phantastik